ruprecht

Heidelberger Studentenzeitung



Die StuRa-Räume sind marode - was fliegende Mäuse damit zu tun haben auf **Seite 5**

Dezember 2015 – Nr. 159 UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNGEZIEFER www.ruprecht.de

Sesam, öffne dich!

Von Jesper Klein

Es ist Weihnachtszeit, das heißt voller Vorfreude und mit gierigen Fingern wurden bereits mehr als ein Dutzend Adventskalender-Türchen geplündert. Dabei haben Türen, vor allem die großen, allgemein kein besonders gutes Standing. Wir reißen sie auf, schlagen sie zu und lassen sie offen. Oftmals sind sie sogar echte Konfliktherde.

Dies zeigte vor Kurzem ein Vorfall in der S-Bahn, als eine auf ihren Rollstuhl angewiesene Frau aussteigen wollte und die mobile Rampe benötigte. Draußen wartete jedoch der angetrunkene und aufgrund der obligatorischen Zugausfälle maulende Mob, der partout nicht einsehen wollte, warum man für die Frau im Rollstuhl nun Platz machen solle. Man warte hier ja immerhin schon seit Stunden und kalt sei es obendrein. Erst als der Lokführer mit der Rampe kam, löste sich die Situation auf.

Studenten sollten das Konfliktpotential von Türen ebenso kennen. Zum Beispiel, wenn die Drehtür der Triplex-Mensa wieder mal ein so rasantes Tempo erreicht hat, dass die Studenten geradezu herausgeschleudert werden. Oder bei den schweren Türen der Unibibliothek, die mit einem hohen Bücherstapel in den Händen erstklassiges Timing erfordern.

Auch Busfahrer können gerade zur Zeit des Weihnachtsmarktes ein (Weihnachts-)Lied von solchen Türkonflikten singen: Insbesondere am Bismarckplatz stehen die Busse oft minutenlang, weil an der hinteren Tür ein brutaler Kleinkrieg um die letzten Stehplätze tobt. Anheizen lässt sich die Stimmung prima durch plumpe Phrasen, von denen „Gehen Sie mal durch, es ist doch noch alles frei" wohl die beliebteste ist. Frei ist dabei höchstens der Platz des genervten Busfahrers, der mit bloßen Händen versucht, die Leute aus der Lichtschranke zu zerren, während diese sich panisch und mit letzter Kraft an den Haltegriffen festhalten. Der nächste Bus komme ja erst in zwei Minuten!

Dabei kann es doch nicht so schwierig sein, ein wenig der weihnachtlichen Besinnlichkeit für das Offenhalten von Türen aufzuwenden und den Mitmenschen ein wenig Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. Freundlichkeit öffnet Türen, heißt es doch so schön.



Hip-Hop-Hood HD

Die Stadt am Neckar gilt als Wiege des deutschen Hip-Hops. Warum hier Mitte der Achtzigerjahre alles anfing

auf Seite 9

Foto: Matthias Goliath / Piece: Geno One

Unzertrennlich

Gemeinderat beschließt gemeinsamen Umzug von Karlstorkino und Karlstorbahnhof

Das Karlstorkino und der Karlstorbahnhof sollen gemeinsam auf die Campbell Barracks ziehen. Mit diesem Beschluss vom 10. Dezember setzt der Heidelberger Gemeinderat der Diskussion um den Verbleib des Karlstorkinos ein vorläufiges Ende. Die Entscheidung fiel gegen den Wunsch des bisherigen Betreibers: Das Medienforum hatte sich dafür eingesetzt, den Standort in der Altstadt zu erhalten.

Die überwiegende Mehrheit der Gemeinderäte begrüßt „die Realisierung des Kulturhauses Karlstorbahnhof als soziokulturelles Zentrum mit all seinen integralen Bestandteilen" und dazu gehört auch das Karlstorkino. In der endgültigen Fassung des Beschlusses wird das Medienforum explizit als Betreiber des Kinos am neuen Standort genannt. Auch für die mögliche Realisierung eines neuen Altstadtkinos ist der Verein als erster Ansprechpartner gesetzt. Mit dieser Entwicklung zeigte sich Jo-Hannes Bauer, erster Vorsitzender des Medienforums, ein Stück weit zufrieden: „Unsere Kritik wurde berücksichtigt."

Dennoch ist für Bauer das letzte Wort noch nicht gesprochen. Zwar wurden mit dem Beschluss „gewisse Fakten geschaffen, die aber teils wieder revidiert werden können." Als kleinen Erfolg verbucht er, dass es eine Minderheitsposition von zehn Stimmen für den Verbleib des Kinos im derzeitigen Stadtteil gab. „Wir werden weiter für den Erhalt eines kommunalen Kinos in der Altstadt kämpfen", betont Bauer. Dies begründet er mit dem hohen Publikumszulauf und bestehenden, etablierten Partnerschaften. Außerdem hatten etwa 4800 Heidelberger ihre Unterschrift für den Verbleib des Kinos am aktuellen Standort gegeben.

Der Karlstorbahnhof hingegen befürwortet den gemeinsamen Umzug: „Wir streben eine Situation an, in der jeder Themenschwerpunkt auch cineastisch aufgegriffen wird und jede thematische Filmreihe eine Partnerveranstaltung bekommt", heißt es seitens der Geschäftsführung des Karlstorbahnhofs. Tatsächlich ist es durch den Beschluss sogar möglich, dass das Medienforum künftig zwei Kinos betreibt, eines am neuen Standort auf den Campbell Barracks und eines in der Altstadt. „Für uns ist dies machbar. Aber nur, wenn die Stadt mitzieht", äußerte sich Jo-Hannes Bauer.

Der Umzug auf die Campbell Barracks ist für Herbst 2017 geplant. Bis dahin läuft der Betrieb des Karlstorkinos und des Kulturhauses Karlstorbahnhof regulär weiter. Über die zukünftige Nutzung des alten Bahnhofsgebäudes wird noch entschieden. Dazu ist ein Bürgerbeteiligungsverfahren im Gespräch. **(mov)**

Heidelberger Weg

Stadt verfolgt weiterhin dezentrale Unterbringung von Flüchtlingen

Heidelberg rechnet für das Jahr 2016 mit etwa 1500 bis 1800 neuankommenden Flüchtlingen. Um diesen eine möglichst schnelle Integration in Heidelberg zu ermöglichen, hat der Gemeinderat am vergangenen Donnerstag dem Vorschlag zugestimmt, weiterhin den „Heidelberger Weg" zu verfolgen: Statt Flüchtlinge in Massenunterkünften am Stadtrand unterzubringen, sollen sie in kleineren Wohneinheiten an zentralen Orten im gesamten Stadtgebiet verteilt werden. Die Stadt erhofft sich, auf diesem Wege eine stärkere Interaktion zwischen der existierenden Stadtbevölkerung und den Neuankömmlingen zu schaffen. In der Folge soll so die Eingliederung in die Gesellschaft und der Spracherwerb der Flüchtlinge gefördert werden.

Zwar ist Heidelberg aktuell von weiteren Zuweisungen von Flüchtlingen befreit, da sich hier die zentrale Registrierungsstelle des Landes befindet, doch die Stadt rechnet damit, dass diese Befreiung früher oder später aufgehoben werden wird. In allen Heidelberger Stadtteilen sollen deshalb schon in Kürze jeweils etwa 60 bis 150 Personen ein Dach über dem Kopf finden. Neben bereits existierenden Gebäuden, wie etwa dem ehemaligen Hotel Metropol in der Alten Eppelheimer Straße, sollen Wohncontainer aufgestellt werden. Diese könnten schon in Kürze bezugsfertig sein und später problemlos wieder entfernt werden. Vorgesehen sind diese Unterbringungen beispielsweise auf dem Friedrich-Ebert-Platz in der Altstadt und auf dem Wilhelmsplatz in der Weststadt. Neben diesen öffentlichen Unterbringungsmöglichkeiten ist die Stadt aber auch auf der Suche nach privatem Wohnraum. **(jtf)**

Kein Tatort für Heidelberg

Die Entscheidung ist gefallen: die neue Tatort-Stadt heißt nicht Heidelberg. Im Rathaus zeigte man sich enttäuscht: „Schade" sei es, teilte die Stadtverwaltung der *RNZ* mit. Oberbürgermeister Eckart Würzner hatte zusammen mit seinem Mannheimer Kollegen Peter Kurz eine Bewerbung für den Tatort-Standort „Rhein-Neckar" eingereicht. Wie der *SWR* vergangene Woche bekannt gab, wird in Zukunft im Schwarzwald gemordet. Dennoch wird Heidelberg bald zum „Hollywood am Neckar": 2016 soll die Serie „Hotel Heidelberg" in der ARD ausgestrahlt werden. **(hlp)**



Plätzchen ohne Ofen, Glühweinmarmelade und Pralinen – Last-Minute-Geschenke für Familie und Freunde auf **Seite 7**

STUDENTISCHES LEBEN



Menschenähnliche Roboter: Science Fiction oder schon Realität? Mehr dazu auf **Seite 12**

WISSENSCHAFT



Wie sich das Leben in Paris nach den Attentaten verändert hat und wie Studenten sie erlebt haben auf **Seite 19**

WELTWEIT

Weihnachten nur mit Jesus?

Die Feiertage stehen vor der Tür und damit auch der saisonale Stress. Je voller die Einkaufsläden sind, desto mehr scheint der christliche Hintergrund des Festes vergessen zu werden: Sollte Weihnachten nur als christliches Fest begangen werden?

PRO

Wer für die Betonung des christlichen Gehaltes von Weihnachten argumentieren möchte, der steht der Herausforderung gegenüber, dass die zwei Strategien, die üblicherweise in diesem Fall herangezogen werden, nicht unproblematisch sind: Erstens ist Weihnachten als religiöses Fest immanent theologisch begründet. Es steht als solches in einem religiösen Gesamtkontext, innerhalb dessen die Feier außer Frage steht. Wer bereit ist, religiöse Argumentationsmuster nachzuvollziehen, der wird sich gegen eine Säkularisierung von Weihnachten aussprechen. So waren es in den vergangenen Jahren in Birmingham gerade auch Muslime, die gegen eine Umbenennung von Weihnachten in „Lichterfest“ Position bezogen haben. Wer religiöses Argumentieren nicht nachvollziehen möchte, der wird sich von theologischen Argumenten nicht überzeugen lassen.

Der zweite häufig gegangene Weg ist die Argumentation mit der Tradition: Hier besteht jedoch die Gefahr, dass nicht der Inhalt der Tradition selbst, sondern seine Manifestationen in diversen Ausdrucksformen bis hin zu allerlei frömmelndem Kitsch religiöser und säkularer Spielart als Anlass des Festes gesehen werden. Dann wird Weihnachten zum Lichterfest, der Martinstag zum „Sonne-Mond-und-Sterne-Fest“, eine Fußball-WM zum Nationalflaggenfest und das Niederlegen von Kerzen und Blumen droht zum Volksbrauch zu werden, der von der äußerlich identischen Handlung als Ausdruck echter Trauer nicht mehr unterschieden werden kann. Symbole, die nicht mehr verstanden werden, verlieren den Bezug zu dem, für das sie stehen.

Habermas’ Idee, dass religiöse Gehalte in säkulare Sprache übersetzt werden können und so einen Beitrag in der Gesellschaft leisten können, müsste sich auch auf Weihnachten anwenden lassen. Die Menschwerdung Gottes, die den theologischen Kern des Festes bildet, bedeutet, dass Gott den Menschen mit all seinen Schwächen akzeptiert. Angesichts des Leides, das sich Menschen gegenseitig zufügen können, bleibt dies auch für Theologen und Gläubige ein unbegreifliches Paradoxon. Die Erfahrung, dass dieses Paradoxon jedoch eine existenzielle Betroffenheit hervorruft, verbietet es, den Kopf in den Sand zu stecken, sondern verlangt einen kreativen Umgang mit der als unausweichlich wahrgenommenen Spannung. Neben dem Entsetzen über die Gräueltaten des Menschen ist mit der Annahme des Menschen durch Gott vor allem Hoffnung und Dankbarkeit verbunden. Während Ostern die Hoffnung betont, ist Weihnachten vor allem ein Fest der Dankbarkeit – und diese ist durchaus säkular anschlussfähig, wie sich zum Beispiel in der Metaphysik Dieter Henrichs zeigt.

Wenn also Weihnachten als ein solches Fest der Dankbarkeit begriffen wird, können auch die Formen und Rituale, der Kitsch und die familiäre Besinnlichkeit einen tieferen Gehalt bekommen. Sie sind dann nicht Selbstzweck, sondern Ausdruck des universalen Dankes, den ich konkret an meine Herkunftsfamilie richte und der abstrakt einschließt, dass sich die menschliche Existenz nicht sich selbst vedankt.

„Nicht die Abschaffung oder Umbenennung von Feiertagen sollte das Ziel sein, sondern ein bewusstes Begreifen“



Foto: Privat

Jakob Mertesacker
studiert Theologie und Psychologie an der Universität Heidelberg und ist freier Mitarbeiter des *ruprecht*

Religiöse Feiertage aller Art sind also Punkte, an denen die Selbstbezüglichkeit des Menschen aufbricht. Nicht primär in ihrer Form, sondern in diesem tieferen Gehalt sind sie wertvoll. Die Schönheit und Attraktivität der Form sollten zu diesem Gehalt hinführen, um auch nachhaltig eine Bedeutung zu erhalten. Denn ein Bewusstwerden des Verdanktseins – so unscharf der Begriff und der Adressat des Dankes auch sein mögen – wird immer auch ethische Implikationen haben. Nur dann ist Weihnachten kein Add-On der Winterzeit, das man in rührseligen Stunden aus der Dekokiste holen kann.

Nicht die Abschaffung oder Umbennenung von Feiertagen sollte das Ziel sein, sondern ein bewusstes Begreifen. Ein muslimischer und – aus historischer Verantwortung – ein jüdischer Feiertag neben den säkularen und christlichen Feiertagen wären eine passendere Alternative, um Integration und gegenseitiges Verständnis zu fördern.

CONTRA

Spätestens beim diesjährigen Verkauf der winterlichen Starbucks-Becher (die zumindest die USA in Kriegsstimmung versetzt haben), sollte auch der Letzte bemerkt haben: Es ist Weihnachten. Und neben überfüllten Geschäften und grellen Lichterketten beginnt damit auch die alljährliche Diskussion über die „wahre Christlichkeit“ des Fests. Für mich ist das ganz klar: Weihnachten ist schon lange kein „rein christliches“ Fest mehr. Und das ist nicht nur absolut irrelevant – es ist geradezu wundervoll.

Es stimmt, dass sich Weihnachten zu einem globalen Event entwickelt hat, das von jedem, unabhängig seines religiösen Hintergrundes, gefeiert werden kann. Aber wie sollte es auch anders sein? Die Tatsache, dass eine konstante „Weihnachts-Manie“ am 25. Dezember in den gefeierten Höhepunkt des Jahres mündet, ist omnipräsent. Durch Weihnachtsmusik, -deko, -märkte, -werbungen, -essen und nervige Tim-Allen-Filme ist ein Kult erschaffen worden, der jegliche andere religiös motivierte Feste in den Hintergrund drängt. Anstelle von Chanukka-Adventskalendern oder afroamerikanischer Kwanzaa-Dekoration werden wir schon ab September mit weihnachtlichen Produkten bombardiert. Dass auf die diversen Reaktionen einer religiösen Vielfalt auf diese Dominanz ein säkularer Prozess folgt, ist ganz natürlich. Genauso wie alles andere sollte auch Religiosität progressiv und anpassungsfähig agieren.

„Glaube muss keinen vorgesetzten Aktivitäten nachgehen, damit man sich ihn aneignen darf“



Foto: Iuc

Sonali Beher
studiert Anglistik und Soziologie an der Universität Heidelberg und ist Mitarbeiterin des *ruprecht*

Gerade die Umwandlung eines ehemals heidnischen Festtages, dem das rot-grüne Spektakel entstammt, lassen Veränderungen in diesem Rahmen noch möglicher erscheinen. Mal ganz davon abgesehen, dass sich rund 50 Millionen Menschen in Deutschland als Christen identifizieren und die Mehrheit sich der derzeitigen Ausübung des Festes zugehörig fühlt. Wenn die Mehrheit der erklärten Gläubigen den Kirchengang also als weniger verlockend empfindet als auf den Weihnachtsmarkt zu gehen, bedeutet das nicht, dass sie weniger christlich ist. Glaube ist keine erstarrte Norm, die vorgesetzten Aktivitäten nachgehen muss, damit man sich diese aneignen darf. Vielmehr ist es eine spirituelle Haltung, deren Kriterien individuell festgelegt werden. Die eigene, möglicherweise traditionelle, Festlegung als Maßstab für die Allgemeinheit zu verwenden, mag ein netter Zeitvertreib sein – ist aber letztlich absolut ineffektiv.

Auch wenn die Präsenz von Geschenken, Santa Claus und Rentieren um einiges auffälliger zu sein scheinen als die Geburt Jesu, sehe ich das Problem auch dann nicht. In seiner Essenz soll dieser religiöse Meilenstein doch Barmherzigkeit, Liebe, Großzügigkeit und Dankbarkeit symbolisieren. Zugegeben, Jesus wurde von den drei Königen nicht mit einem iPhone 6s oder dem neuen Adele-Album beschenkt – aber letztlich ist auch unser Konsumwahn darin begründet, geliebten Menschen eine Freude zu machen; unser exzessives Glühwein-Trinken und die daraus entstehende Feierlaune ein Zeichen dafür, auch mal die guten Seiten des Lebens zu genießen; und das Dekorieren jedes Zentimeters mit Lichterketten ein Versuch, die Welt um uns herum für eine kurze Zeit etwas schöner zu machen.

Es sind Zeichen, die universell verstanden werden – nicht nur, weil sie auch jeder anderen Religion innewohnen, sondern einfach, weil sie der Menschlichkeit entsprechen.

Vor seinem christlichen Hintergrund ist Weihnachten eine Zeit, in der wir diese Eigenschaften kollektiv wahrnehmen und in einer besinnlichen Atmosphäre ausdrücken. Ist es dabei wirklich wichtig, ob die Verantwortlichen für diese Stimmung Christen, Muslime oder Atheisten sind? Ist es denn wirklich aussagekräftig, wenn wir nicht alle Fakten ihres religiösen Hintergrundes aufzählen können? Und ist es wirklich entscheidend, ob uns der Glaube an Gott oder der Glaube an den Weihnachtsmann in dieser Zeit zu glücklichen Menschen macht?

Wir haben drei Heidelberger Studenten gefragt, ob sie Weihnachten christlich oder weltlich feiern:



Fotos: avo

Lara Görner, 20
Südasienstudien

„Weihnachten ist ein Kulturfest. Für mich geht es an Weihnachten um die Familie und darum, Zeit mit Leuten zu verbringen, die man gerne hat – und nicht um die Geburt Jesu.“



Johannes Konrad, 27
Geschichte

„Die Kritik, dass der religiöse Gehalt des Weihnachtsfestes durch den Konsum entleert wird, kann ich nicht nachvollziehen. Man kann das auch positiv sehen: Konsum verbindet.“



Katharina Englert, 21
Sonderpädagogik

„Die meisten Leute wissen nicht mehr, dass es das Weihnachtsfest schon vor dem Coca-Cola-Weihnachtsmann gab. Ich feiere Weihnachten mit einem christlichen Hintergedanken.“ **(avo/kgr)**

Ausgetrunken

Die Weststadtkneipe „Zwitscherstube“ muss schließen. Portrait eines Heidelberger Gentrifizierungsopfers

Von Kai Gräf, Michael Graupner und Markus Schenzle

Die alten, einsamen Männer schweigen in ihre Gläser. Sie sitzen am Tresen und an jenem Rand der Gesellschaft, von dem man in „Berlin Alexanderplatz“ gelesen hat. Ja, so war das damals in dieser Zwitscherstube, wird man sich bald erzählen, wenn Ende Februar das letzte Glas ausgetrunken ist.

„Schon schade, dass so eine traditionelle Kneipe geschlossen wird“, sagt ein Student. Aber was solle man machen? Über den Niedergang einer älteren Kneipen- und den Aufstieg einer neuen Hipster-Kultur schreiben! Über die gastronomische Kulturindustrie schimpfen! Und über den Verlust einer echten Heidelberger Schenke fluchen! Vielleicht lieber die Stimmen derjenigen einfangen, für die hier nicht nur die heimische Stube verloren geht. Sie selbst werden aus der Stadt verdrängt. Vielleicht eröffnet sich so ein größerer Zusammenhang, an dessen Ende die Erkenntnis steht: Die Heidelberger Weststadt wird gentrifiziert.

Gentrifizierung ist ein sukzessiver Verdrängungsprozess: Neue, finanzkräftige Bevölkerungsgruppen ziehen in einem Wohnviertel mit niedrigerem Bezahlstatus zu; Wohnungen werden renoviert und auf die neuen Bürger zugeschnittene Kulturangebote geschaffen. Die Alten werden ersetzt und samt ihrer Besucher in die Peripherie verdrängt. „Aufwertung“ nenne man das in der Human- und Stadtgeographie, fasst die ortsansässige Geografin Ulrike Gerhard zusammen. Sie forscht unter anderem zur Heidelberger Stadtentwicklung. In der Folge entstehe ein „rent gap“: Investoren erkennen, dass sich mit den veränderten Straßenzügen mehr Geld verdienen lässt, als es vorher der Fall war. So steigen die Immobilienpreise.

Schlecht, wenn das zu Hause passiert. „Zu uns kamen früher einmal zwei alte Herren, die dann in der Weststadt ihre Miete nicht mehr bezahlen konnten“, erzählt man uns im „P11“, dem Café am Römerkreis unweit der Zwitscherstube. Das sei einfach traurig. Die gastronomische Nachbarschaft lässt die Köpfe hängen. Man könne ja nicht selbst zur Fußball-Kneipe werden. So etwas wie in der Zwitscherstube gebe es nicht noch einmal. „Ein Stück Weststadt geht da verloren!“, schreit uns ein alteingesessener Weststädter im „Goodfellas“ entgegen, der zufällig unser Interview mitverfolgt.

„Für viele ist das hier das zweite – oder das einzige – Wohnzimmer“, beschreibt die Studentin, die meist Bier ausschenkt, die Bedeutung der Zwitscherstube. Wer hierher kommt? „Alte, einsame Männer“, lacht sie mindestens halbironisch. Wolfi ist einer von ihnen. Er arbeitet gleich um die Ecke im „Schwarzen Peter“. Seit zwölf Jahren hat er nach Feierabend hier seinen Platz, um auf der Gästeseite des Gastronomiebetriebs abzuschalten. Wir fragen nach seiner Alternative nach der Schließung. Keine Ahnung.

Vom „sozialen Moment“ der Zwitscherstube berichten uns zwei andere Stammgäste, die trotz ihrer 20 Jahre Altersunterschied am Tresen zu Freunden geworden sind. Die Spanne reicht nicht nur vom „Arbeiter“ bis zum Unidozenten, sondern auch vom Rentner bis zum Studenten: „Wo gibt es das denn noch, dass man beim Zahlen die Kreuze auf seinem Bierdeckel zählt?“, fragt einer, der die Zwitscherstube im zweiten Semester entdeckt hat und mittlerweile im dreizehnten ist. „Was haben wir draußen beim Rauchen schon diskutiert, über Soziologie und Geschichte“, schwelgt ein Gastronom in Erinnerungen, der selbst ein anderes Publikum bewirtet. Hie und da fallen die Gäste in alkoholische Nostalgie. Man darf wohl nicht alle Geschichten wörtlich nehmen, an denen wir im Laufe des Abends teilhaben dürfen.

Vor gut zwei Wochen wurde Arthur Stillebauer, dem Pächter der Kneipe, die endgültige Entscheidung mitgeteilt: Sein Ende Februar 2016 auslaufender Vertrag wird nicht mehr verlängert. Seit 45 Jahren gibt es die Zwitscherstube, er selbst pachtet sie seit 23. Nach dem Studium ist er als Kneipier in Heidelberg geblieben. „Als ich den Laden übernommen habe, lief er schon gar nicht so schlecht“, erzählt er. „Wir haben dann immer das Bier sehr gepflegt. Dazu gab es ein oder zwei Hausgerichte – und natürlich den Fußball.“

Es gab Streit in der Erbengemeinschaft, der das Haus gehörte – die neun Wohnungen, die Buchhandlung nebenan und die Kneipe. Bei der Zwangsversteigerung haben sich die Geschwister gegenseitig hochgesteigert. Weil der Kaufpreis und damit das finanzielle Risiko sehr hoch sind, wurde die Heidelberger Volksbank mit ins Boot geholt. Zusammen mit der heutigen Hauseigentümerin ist geplant, einige der Wohnungen, die schon seit ungefähr acht Jahren leer stehen, komplett zu renovieren und zu verkaufen. Ohne Kneipe im Erdgeschoss klappt das wohl besser.

Stillebauer wollte mitbieten. „Im Juli wurde das Haus versteigert. Im August habe ich ein erstes Angebot abgegeben, um sowohl die Zwitscherstube als auch die beiden Wohnungen im ersten und zweiten Stock zu kaufen. Mir wurde aber nie ein Gespräch angeboten; ich wurde nicht einmal zurückgerufen, sondern immer wieder vertröstet. Wie es aussieht, haben die das von Anfang an ohne uns geplant.“

Auch wir fragten bei der Heidelberger Volksbank an, doch eine Antwort wurde uns nur versprochen. Auch wir wurden vertröstet.

Die Schließung der Zwitscherstube sei ein gutes Beispiel für den Heidelberger Gentrifizierungsdruck, erklärt die Geografin Gerhard. Man verbindet das Phänomen mit dem Prenzlauer Berg, mit Hamburg oder München. Das entscheidende Merkmal ist aber nicht die Größe einer Stadt. Das Charakteristikum der Gentrifizierung ist vielmehr eine besondere Beschaffenheit des Immobilienmarktes: Weder Staat noch Stadt, sondern der lokale Nachfragedruck regle den Prozess, antwortet Ulrike Gerhard auf unsere Frage, ob das in einer einigermaßen kleinen Stadt wie Heidelberg denn tatsächlich möglich sei. Die Preise in den Kulturvierteln steigen und Städte werden polarisiert, indem bestimmte soziale Komponenten in die Peripherie verdrängt und dort abgehängt werden!

Jetzt klingt es doch nach jener Kritik, vor der wir uns oben selbst gewarnt haben.

Die Gentrifizierungsforschung kennt aber eine doppelte Invasion. Zuerst sind es nämlich die eher jungen, weniger wohlhabenden Leute: Künstler, Akademiker, Studenten. Mit ihrem Zuzug entstehen nicht nur neue Cafés, Kneipen und Alnatura-Märkte, sie nutzen ebenfalls bereits bestehende kulturelle Einrichtungen. „Studentification“ nennt sich das, was seit den Neunzigern existiert und klingt, als hätten es schon damals die „Red Hot Chili Peppers“ besungen.

Auch in der Zwitscherstube habe sich das Publikum geändert, überschlägt Arthur Stillebauer die Zeit: „Unsere Gäste waren schon immer gemischt. Heute kommen aber mehr Studenten als früher. Insgesamt ist es schon jünger geworden.“ Obwohl er sich also die Vorboten der Gentrifizierung ins Haus geholt hat, fehlt ihm jeder vorwurfsvolle Ton: „Uns war in erster Linie wichtig, dass wir ein angenehmes Publikum haben. Es gab hier keine Schlägereien, keine Übergriffe auf unsere Mädels und in 23 Jahren nicht eine einzige Anzeige wegen Ruhestörung.“

Zur Woge wird die zweiten Welle, die die Investoren mit sich schwemmt: Leute mit Kapitalkraft, die das Potenzial der Wohnviertel erkennen; die kaufen, renovieren, neu vermieten oder gewinnbringend weiterverkaufen. Nicht nur finanzkräftige Privatpersonen und Unternehmen wirtschaften so, auch junge Familien, die vielleicht schon als Studenten in den jeweiligen Stadtvierteln gelebt haben, verfügen über mehr Geld und verbürgerlichen nicht nur selbst, sondern auch ihre Umwelt.

So entstehen typische Nischen. In New York sind das Galerien. Die Heidelberger Weststadt hat eben andere Nuancen. „Ihr seht ja, dass das Konzept funktioniert“, weist man uns im „Familiencafé glücklich“ darauf hin, uns doch einmal umzudrehen – und fügt mit jener ehrlichen Betroffenheit an, die wir vom „hippen“ Café bis zur etablierten Kneipe in der Weststädter Nachbarschaft beobachten konnten, dass es einem von Herzen leid tue, für Arthur und eine der wenigen verbliebenen Kneipen, die ohne prätentiöses Chichi auskämen.

Steht Heidelberg ein Kneipensterben bevor? Man erinnert sich der kürzlich geschlossenen Kneipen, denkt an das „Brass Monkey“ oder das „Häll“. Timm Herre, stellvertretender Pressesprecher der Stadt, hält dagegen: Von einem „Kneipensterben“ könne keine Rede sein. Im Fall der Zwitscherstube sei die Stadtverwaltung nicht einmal über die bevorstehende Schließung informiert. Insgesamt habe die Stadt Heidelberg mit aktuell 504 konzessionierten Gaststätten ein breites Angebotsspektrum. An- und Abmeldungen hielten sich 2015 die Waage. Der Verlust einer Kneipe wird in der Bilanz also aufgewogen, mit Familiencafés und anderen Räumen, die schließen, wenn es dunkel wird.

Die Stadt sei vielmehr an einer lebendigen Gastronomieszene interessiert, so Herre weiter. Es sei zwar bedauerlich, dass alteingesessene Kneipen schließen müssten, meistens läge das jedoch bei den Gaststätten selbst.

Im Fall der Zwitscherstube liegt es aber weder an fehlender Kundschaft noch an Arthur Stillebauer, für den die Ursache feststeht: „Man will sowas hier nicht mehr haben.“ Für ihn sei die Entscheidung nach den vergeblichen Versuchen, mit der Heidelberger Volksbank ins Gespräch zu kommen, nicht überraschend gekommen; bis zuletzt gehofft habe er natürlich trotzdem. Auf die Frage, ob wie beim „Brass Monkey“ eine Petition auf die Beine gestellt werden wird, verweist er auf seine Stammkunden. Er wisse von verschiedenen Ideen. Auch Regionalzeitungen wollten berichten. „Für mich ist es wichtiger, ein Ende im Guten zu finden.“ Er könne ja auch irgendwie verstehen, dass der abendliche Kneipenbetrieb und in die Wohnungen ziehender Rauch störten.

Wie geht es für ihn in den nächsten Monaten weiter? „Ich werde versuchen, meine Studenten bei Kollegen unterzubringen. Außerdem müssen wir räumen. Die Barhocker und die Tische waren von Anfang an hier drin. Die werde ich lagern. Die ebenfalls über 40 Jahre alte Theke muss wohl auf die Mülldeponie.“

Ob er die Barhocker und Tische für eine neue Zwitscherstube lagere? „Wenn sich etwas Passendes findet, mache ich wieder eine Kneipe auf. Am liebsten in der Weststadt, weil ich hier meine Kunden habe. Für die tut es mir am meisten leid. Manche sind fast schon verzweifelt.“ Was statt der Kneipe reinkomme, wisse er nicht. „Meistens ein Starbucks?“, scherzt Ulrike Gerhard. „Vielleicht irgendetwas mit Tagesgeschäft bis achtzehn Uhr“, meint Stillebauer.

Es ist wohl kaum eine Überraschung zu erwarten. „Neuenheim und die Weststadt sind extrem durchgentrifiziert und der Nachfragedruck ist weder auf die beiden klassischen Gründerzeitviertel beschränkt noch befriedigt“, so die Geografin. Es geht also weiter, in Richtung Bergheim und der Südstadt.

Vielmehr beschleicht uns der leise Verdacht, dass es mit den Überraschungen grundsätzlich vorbei ist. Prophezeiten das nicht die großen Gesellschaftskritiker des 20. Jahrhunderts? „Kultur heute schlägt alles mit Ähnlichkeit“, liest man da. Cafés, Bars und Organic Food Stores machen ein System aus. Jede Sparte ist einstimmig in sich und alle zusammen.

Jetzt haben wir es doch getan.



Foto: mgr

Wohnzimmer für einsame alte Männer oder erhaltenswerte Kultkneipe? Die „Zwitscherstube“ in der Weststadt

Besetzen für bessere Bildung

Unter dem Motto #landaulandunter streiken Landauer Studierende gegen die Unterfinanzierung ihrer Uni



Foto: AStA Universität Koblenz-Landau

Proteste und Besetzungen: Landau besinnt sich auf alte studentische Tugenden

Einhundertvierundneunzig. So viele Studierende nehmen dieses Semester an dem Seminar „Introduction to Teaching English as a Foreign Language“ in Landau teil – mehr als dreimal so viele, wie nach dem Modulhandbuch des zuständigen Anglistischen Seminars zulässig sind. Schon seit Montag, dem 23. November, dauert nun ein Streik der dortigen Studierenden an. Dieser soll mit einer Kundgebung am 16. Dezember vor dem rheinland-pfälzischen Landtag in Mainz vorläufig abschließen. Kritikpunkte der Streikenden sind neben den überfüllten Seminaren die mangelhafte Ausstattung der Bibliothek, zu viele befristete Stellen bei den Angestellten der Universität und Unterbesetzung in Verwaltung und Lehre.

Der Beschluss des Streiks auf einer Vollversammlung der Studierenden war „absolut spontan“ erklärt Marleen Gruber, Vorsitzende des Allgemeinen Studierendenausschusses (AStA) der Universität Koblenz-Landau in einem Interview mit dem Portal *studis-online*. Es sei lediglich eine Infoveranstaltung geplant gewesen, um die ungelösten Probleme an der Universität zu erörtern. Für den AStA unerwartet sei dann der Aufruf zum Streik unter den 400 anwesenden Studierende laut geworden. Die Verwaltungstürme und das Audimax wurden kurz darauf besetzt. Bis zum Donnerstag, dem 26. November, wurden alle Außenstellen blockiert und der geregelte Universitätsbetrieb unterbrochen. Nach Angaben des AStA beteiligten sich dabei 1500 der insgesamt 7500 Studierenden in Landau.

Lediglich aus Rücksicht auf Studierende und Doktoranden habe man am Donnerstag auf einer weiteren Vollversammlung die Besetzung der meisten Universitätsgebäude ausgesetzt, so Gruber. „Wir haben in der Diskussion festgestellt, dass nach vier Tagen eine weitere Blockade der Verwaltungen – wo sich auch Labore, Hiwi-Büros und Seminarräume befinden – unserem Ziel nicht mehr lange zuträglich gewesen wäre.“ Man wolle nun die Kräfte für die am 16. Dezember geplante Kundgebung in Mainz bündeln. An diesem Tag berät der Landtag von Rheinland-Pfalz über den Haushaltsentwurf für das kommende Jahr. Gemeinsam mit Studierenden des ganzen Bundeslandes möchte der AStA dort für eine angemessene Ausfinanzierung der Universitäten demonstrieren. Bis dahin soll das Audimax weiter besetzt bleiben.

Inzwischen findet der Protest in der Politik zunehmend Beachtung. Schnell gab es ein Treffen zwischen Vertretern des AStA und des Bildungsministeriums, bei dem „Lösungsansätze gefunden wurden“, so der Universitätspräsident Roman Heiligenthal. Demnach stünden zusätzliche Mittel zur Verfügung, um Gebäude anzumieten, neue befristete Stellen zu schaffen und die Bibliothek aufzuwerten. Bei den ausstehenden Forderungen verwies Heiligenthal auf die Landespolitik, da der Streik eine allgemeine hochschulpolitische Ebene erreicht habe, bei der die Universität nicht Verhandlungspartner sein könne. Einige Politiker, darunter die stellvertretende Ministerpräsidentin von Rheinland-Pfalz, Eveline Lemke, stellten sich im besetzten Audimax den Fragen der Studierenden.

Zahlreiche Studierendenverbände bundesweit solidarisieren sich mit dem Streik. Ben Seel, Vorstand des freien Zusammenschluss von StudentInnenschaften (fzs), konstatiert in einer Pressemitteilung: „Bei Landau wird es nicht bleiben. Unterfinanzierung, prekäre Beschäftigung, Entdemokratisierung, diese Probleme betreffen alle Studierenden und MitarbeiterInnen gleichermaßen.“

Der Außenreferent des Heidelberger StuRa, Sebastian Rohlederer, war persönlich in Landau, um den dort Streikenden die Solidarität der hiesigen Studierenden zu versichern. Er teilt Seels Meinung, dass die Landauer Probleme in ähnlicher Form alle Universitäten in Deutschland betreffen. „Gerade wir in den Baden-Württembergischen Studierendenschaften erleben gerade, welche schwerwiegenden Folgen der Wegfall der ehemaligen Qualitätssicherungsmittel in der Lehre nach sich ziehen wird“, erklärt Rohlederer in einer Pressemitteilung des StuRa. Überfüllte Bachelor-Seminare mit bis zu 60 Studierenden seien bereits auch schon in Heidelberg vorzufinden.

Der Streik in Landau ist der größte Studierendenprotest seit dem bundesweiten Bildungsstreik 2009, an dem über 200 000 Schüler und Studierende teilnahmen. Ob und welchen Einfluss er auf die Bildungspolitik haben wird, wird sich frühestens bei der Demonstration am 16. Dezember zeigen. Zuversichtlich hofft Seel aber auf eine Initialwirkung: „Der Streik in Landau wird nur der Anfang sein!“ **(tns)**

ANZEIGE



• JETZT **3X KOSTENLOS** TESTEN* •

3X FÜR DICH IN **HEIDELBERG**

EPPELHEIMER STR. 21
Tel.: 0 62 21 - 16 26 00

SPEYERER STR. 4+6
Tel.: 0 62 21 - 65 19 20

KURPFALZRING 120
Tel.: 0 62 21 - 73 91 10

VeniceBeach fitness and workout

WWW.VENICEBEACH-FITNESS.DE

FIT FOR Campus

*Dieser Gutschein kann nur von Personen ab 18 Jahren genutzt werden und ist pro Person dreimal innerhalb einer Woche gültig. Er ist keine Garantie für eine Mitgliedschaft! Eine Barauszahlung oder Verrechnung ist nicht möglich! **Gültig bis 30.04.2016***

Brennende Kabel und tote Mäuse

Die StuRa-Räume am Fuß des Philosophenwegs sind in sehr schlechtem Zustand. Seit zehn Jahren ist kein schnelles Ende der „Übergangslösung“ in Sicht

Von Esther Lehnardt und Simon Koenigsdorff



Horrorfilmkulisse oder hygienische Waschgelegenheit? Fotos: leh

Zischend und qualmend fängt das Lautsprecherkabel unter der Decke des Studierendenrat-Sitzungssaals Feuer. Ein leiser Aufschrei geht durch den voll besetzten Hörsaal im Institut für Theoretische Physik, als sich weißer Qualm und Gummigestank ausbreiten. Gerade wurde der Vorsitz für die neue Legislatur gewählt, nun unterbricht die Sitzungsleitung jäh die Tagesordnung und scheucht die Anwesenden aus dem Saal in die kühle Novembernacht. Nach wenigen Minuten gibt sie zwar Entwarnung und die Sitzung der studentischen Interessenvertretung geht weiter, doch eine Erklärung für den Brand an der eigentlich unbenutzten Anlage fanden bislang weder die Verfasste Studierendenschaft (VS) noch das zuständige Institut. Eins steht jedoch fest: Der Vorfall zeigt einmal mehr, in welch erbarmungswürdigem Zustand die Gebäude in der Albert-Ueberle-Straße in Neuenheim sind.

Ortstermin mit André Müller, Ökologiereferent, und Lukas Hille, Öffentlichkeitsreferent. Die beiden VS-Aktiven betreten den Sitzungssaal in einem kleinen Nebengebäude durch den hinteren Eingang – die Vordertür ist beschädigt und soll nicht geöffnet werden. An der Stelle, an der vor wenigen Wochen das Kabel schmorte, findet sich nichts Auffälliges mehr, doch die beiden Referenten zeigen auf die Lüftungsklappen in den Wänden. „Diese paar Schlitze reichen eigentlich gar nicht, um den Raum bei einer langen StuRa-Sitzung ausreichend zu lüften“, meint André. Das macht das Ausharren und Diskutieren bis spät in die Nacht nicht gerade zu einem Vergnügen. Durch einige Lüftungsklappen ringeln sich auch Pflanzen ins Innere des Saals. „Im Sommer wachsen sie die Wände herunter bis fast zum Boden“, erzählt er.

> „Einmal fiel während der Sitzung eine Maus von der Decke“

An vielen Stellen klaffen wegen fehlenden Verkleidungselementen Löcher in der Decke. Doch nicht nur das: „Hier ist sogar schon mal eine Maus mitten in der Sitzung einer Vertreterin der Fachschaft Jura aus der Decke vor die Füße gefallen“, berichtet André. Die Anwesenden seien bestürzt gewesen – doch als man gegenüber der Universität seinen Unmut kundtat, habe eine Person vom Uni-Bauamt angeblich nur geantwortet, man sei bei der VS doch tierlieb und manche dort wohnten doch sowieso mit Mäusen zusammen.



Aus diesem Loch im StuRa-Sitzungssaal fiel während der Sitzung eine Maus

In Andrés Stimme ist Resignation zu bemerken, als er durch die Büroräume im Nachbargebäude geht und auch dort auf die verschiedenen Mängel deutet. „In vielen Wänden haben wir immer wieder Feuchtigkeit, auch die Decke ist an manchen Stellen undicht“, erklärt er. „Aber mehr als Überstreichen geht im Moment nicht.“ Denn das Gebäude, die ehemalige „Villa Bergius“, steht als eines der wenigen Heidelberger Bauhaus-Gebäude unter Denkmalschutz.

Bis vor zehn Jahren wurde die Villa von der Uni für das Physik-Institut genutzt. In den unteren Räumen und im Keller befand sich damals ein Labor. Dann wurden im oberen Teil die Institute für Ethnologie und für Islamwissenschaften untergebracht und im unteren die damalige Fachschaftenkonferenz (FSK), die Vorläuferorganisation der VS.

Hier treffen sich neben der VS aber auch zahlreiche andere studentische Gruppen, nicht zuletzt nutzt der *ruprecht* sie als Redaktionsräume. Nur eine Zwischenlösung, wie damals allen Beteiligten versichert wurde. Bis heute jedoch steht ein Umzug in weiter Ferne und die Überreste des alten Labors lassen sich noch gut erkennen: An Decken und Wänden verlaufen zahllose Rohre und Kabelstränge, verschwinden in dunklen Schächten oder in antiquiert wirkenden Sicherungskästen. Über ihren Sinn kann André nur rätseln: „Von diesen Leitungen weiß niemand, wo und wie sie genau verlaufen, Pläne gibt es nicht.“

An vielen Stellen hängen Hinweisschilder zu Silberfischchen-Fallen. Diese kleinen Insekten findet man oft in sehr feuchten Räumen. „Unser Gebäude grenzt mit zwei Wänden genau ans Erdreich. Da kommt natürlich Feuchtigkeit durch“, meint André Müller. Doch die Silberfischchen sind nicht die einzigen Tiere, die in den Räumen zu finden sind. Immer wieder wurden tote Mäuse gefunden und lebendige gesehen. Seit März ist das Problem vorläufig unter Kontrolle – doch die zahlreichen Schächte in den Wänden sowie nur notdürftig verschlossene Abflussrohre bieten immer noch Zugänge. Die Feuchtigkeit führt neben den Silberfischchen auch zu Schimmelbildung. Um das zu verhindern, stehen Luftentfeuchter und kleine Schüsseln mit Salz in den Räumen. Denn Schimmel kann gesundheitsgefährdend werden und stellt für Menschen mit Atemwegserkrankungen wie Asthma eine Gefahr dar.

Ebenfalls ein Problem: Nur ein einziges Fenster in den Räumen besitzt eine moderne Dreifach-Verglasung. Alle anderen Fenster sind nur einfachverglast und undicht. Und in einem der Archivräume fehlt die Fensterscheibe gar komplett, in der Wand gähnt nur ein Loch mit einem Gitter davor. „Das ist ein klimatechnischer Alptraum“, beschreibt André die Situation. Im Winter werde die Umgebung mitgeheizt und Feuchtigkeit könne durch die Fenster eindringen. Auch was den Brandschutz angeht, sind die Räume nur notdürftig ausgestattet. „Die Feuerwehr ist schon seit Jahren besorgt“, erklärt André. Einmal wäre das Gebäude sogar fast gesperrt worden. Es gab keine Feuerlöscher, Rauchmelder und die Fluchtwege waren zum Teil nicht nutzbar. Mittlerweile sind die Räume mit Feuerlöschern ausgestattet. Die Fluchtwege wurden verbessert, führen zum Teil allerdings über Leitern zum Fenster hinaus. An allen Türen hat die VS Schilder mit Brandschutzhinweisen angebracht, um die Situation zu verbessern. Rauchmelder, die seit anderthalb Jahren in Aufenthaltsräumen in Baden-Württemberg Pflicht sind, sucht man aber noch vergebens.

> „Seit zehn Jahren ist klar, dass eine Sanierung notwendig ist“



Alte Kabelstränge durchziehen alle Räume des StuRa-Büros

Unter anderem wegen der fehlenden Rauchmelder ist es nicht möglich, in den Räumen des StuRa zu übernachten. „Eine unserer Aufgaben als Verfasste Studierendenschaft ist aber die Vernetzung mit Gruppen von anderen Universitäten. Das steht sogar im Landeshochschulgesetz“, betont Lukas Hille. Dafür wäre es nötig, die Studierenden aus anderen Städten in den Räumen unterzubringen. Doch zur Zeit müssen sie auf das Institut für Islamwissenschaften direkt neben den StuRa-Räumen ausweichen. Um Übernachtungen zu ermöglichen, brauche es auch eine Duschgelegenheit. Das Gebäude beherbergt zwar eine Dusche, sie erinnert allerdings mehr an das Set eines Horrorfilms als an eine hygienische Waschgelegenheit. Auf Anfrage der VS erklärte das Uni-Bauamt, dass grundsätzlich in Unigebäuden keine Duschen eingebaut würden. Eine Ausnahme bilden die Dekontaminationsduschen in den naturwissenschaftlichen Laboren.

Eine Sanierung könnte das Feuchtigkeits- und das Ungezieferproblem sowie die Umweltbilanz der Räume verbessern. „Seit etwa zehn Jahren ist klar, dass eine Sanierung notwendig ist“, sagt André. Andere Räume könne die Universität nicht zur Verfügung stellen. Dies erscheint unverständlich angesichts der Tatsache, dass für andere Zwecke immer wieder Platz gefunden wird. So bekam die Heidelberg School of Education kürzlich zentral gelegene Räume auf dem Gelände des Campus Bergheim. Auch für einzelne Veranstaltungen der VS wie die Eröffnung der neuen Rechtsberatung stellt die Universität oft keine Räume zur Verfügung.

„Von anderen Gruppen hören wir auch, dass die Mailanfragen so häufig an andere zuständige Personen weitergeleitet werden, bis sie aus Zeitdruck andere Räume suchen müssen“, erklärt Lukas. „Die Raumvergabe ist generell sehr intransparent.“ Im Falle der einmaligen Eröffnung der Rechtsberatung verlangte die Universität plötzlich eine schriftliche Bestätigung des Studierendenwerks, dass die VS-Rechtsberatung keine Konkurrenz zu den eigenen Beratungsangeboten darstelle. In der Vergangenheit wurde einigen Gruppen außerdem mit Verweis auf einen Katalog von Kriterien abgesprochen, eine Hochschulgruppe zu sein und damit Anspruch auf Räume zu haben. Auf Nachfrage war dieser Katalog jedoch nicht einsehbar.

> „Die Raumvergabe ist generell sehr intransparent“

„Die Idealvorstellung wäre natürlich ein Studentenhaus in der Stadt mit Büroräumen, Tagungsmöglichkeiten und einem Hörsaal für die StuRa-Sitzungen und vielleicht einem Cafe im Erdgeschoss, ähnlich wie in Frankfurt am Main“, meint André. Seit 1953 gibt es dort ein Haus, das von den Studierenden genutzt werden kann. Neben einem Cafe und einem Kino können die dortigen Hochschulgruppen mehrere Räume nutzen. Doch so eine Idealvorstellung müsste – wenn es nach der VS ginge – nicht einmal umgesetzt werden. Auch mit der Lage in der Albrecht-Ueberle-Straße wäre man zufrieden. Der Zustand der Räume sei allerdings nicht hinnehmbar. Solange es kein gutes Brandschutzkonzept, Ungeziefer und nicht geklärte Kabelbrände gebe, könne von gutem Zustand keine Rede sein. Ähnlich äußerte sich dem Vernehmen nach auch der Landesrechnungshof, der kürzlich die Heidelberger VS besuchte, um die Finanzen und die allgemeine Lage zu prüfen. Angeblich habe man der VS sogar nahegelegt, externe Räume anzumieten und die Universität auf die Kosten zu verklagen, was aber gegenwärtig niemand beabsichtige.

Das zuständige Dezernat Planung, Bau und Sicherheit der Universitätsverwaltung betont hingegen gegenüber dem *ruprecht*, man habe im letzten Jahr über 30 000 Euro für Baumaßnahmen in den Räumen ausgegeben, um die gravierendsten Probleme und Gefahrenquellen zu beseitigen. Eine Gesamtsanierung sei für das Jahr 2019 geplant, bis dahin biete man der Studierendenvertretung einen „Entwicklungsdialog“ sowie einen zusätzlichen Raum im Theoretikum ab dem Sommersemester an. Dezernatsleiter Alexander Matt fordert dafür eine „verlässliche und verbindliche Zusammenarbeit zwischen der VS, dem Dezernat und der Hochschulleitung.“

Auf die Frage, was am dringendsten geändert werden müsse, sagt André: „Wir brauchen eine Brandschutzanlage, aber die bekommen wir wohl im nächsten halben Jahr.“ Lukas fügt hinzu: „Alle gesundheitsgefährdenden Dinge müssen beseitigt werden!“ Es ist zu hoffen, dass das passiert, bevor das nächste Kabel brennt oder eine weitere Maus von der Decke fällt.

Hochschule in Kürze

Neue Urheberrechtsregelung – Ab Januar 2016 müssen Universitäten urheberrechtlich geschützte Quellen in Vorlesungsskripten an die Verwertungsgesellschaft Wort melden, einen Zusammenschluss aus Autoren und Verlegern, die Gewinne aus Zweitnutzungsrechten einnehmen. Wurde vorher ein Pauschalbetrag von der Universität überwiesen, muss jetzt jede Seite eines Skripts gemeldet, überprüft und schließlich bezahlt werden. Aufgrund des bürokratischen Aufwandes der nunmehr vorzunehmenden Überarbeitung der Skripte und einer unsicheren Rechtslage könnten Dozenten sich dazu entschließen, weniger oder gar keine Skripte mehr zur Verfügung stellen. Im Jahr 2016 dürfen die Universitäten allerdings noch nach der alten Regelung abrechnen lassen.

HSE feierlich eröffnet – Ende November wurde die Heidelberg School of Education (HSE) feierlich eröffnet. Ebenfalls anwesend war Wissenschaftsministerin Theresia Bauer. Die HSE bildet den „Mittelpunkt der Lehrerbildung" in Heidelberg und wird von der Universität Heidelberg und der Pädagogischen Hochschule Heidelberg gleichermaßen getragen. Die Räumlichkeiten befinden sich auf dem Campus Bergheim und in der Zeppelinstraße. Vor allem in der Anfangszeit werden Beratungs- und Assessmentangebote, sowie Praktikumskoordination und Qualitätsmanagment hier verortet sein. Darüber hinaus soll die Forschungsorientierung der Lehrerbildung in Heidelberg gestärkt werden. Die Heidelberg School of Education ist ein Teil des größeren Projekts heiEDUCATION, das von der Bundesregierung mit sieben Millionen Euro gefördert wird.

Härtefallregelung – Der Studierendenrat Heidelberg hat beschlossen, einen Finanzposten für Härtefallzahlungen einzurichten. Studierende der Uni Heidelberg, die durch eine unvorhergesehene finanzielle Notlage, wie dem kurzfristigen Verlust des Arbeitsplatzes, dazu gezwungen wären, ihr Studium abzubrechen, können schriftlich einen Antrag stellen. Nach Beratung einer Vergabekomission von fünf stimmberechtigten Mitgliedern können Studierende maximal drei Monate lang einen Zuschuss bekommen, der sich am BAföG-Satz orientiert. Der Ausgabeposten beträgt zwischen 2500 und 10000 Euro pro Jahr.

Pro Bildungsplan – Der Studierendenrat hat mit großer Mehrheit beschlossen, die Stellungnahme der PH Heidelberg in der aktuellen Form zu unterstützen. Sie sprechen sich für den neuen Bildungsplan in Baden-Württemberg aus. Einer der umstrittenen Inhalte ist die frühe Sensibilisierung der Schüler für geschlechtliche und sexuelle Vielfalt, was zuletzt für große Diskussionen gesorgt hatte. Schon früher hat der StuRa einen Schwerpunkt auf diese Thematik gelegt: Etwa mit der Unterstützung von Aktionen wie dem Lady*fest. Denn „die Schaffung eines Umfeldes, in dem jede Schülerin und jeder Schüler mit ihrer oder seiner speziellen sexuellen Orientierung einen Platz findet, muss eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe sein", so eine Pressemitteilung. **(mow)**

Kein Alkohol ist auch keine Lösung

Fachschaften dürfen offiziell keinen Alkohol auf ihren Veranstaltungen abrechnen. Nun positioniert sich der StuRa gegen die aktuelle Regelung

Alkohol verbindet. Er macht aus schlechten Freunden gute, versöhnt über unabgewaschenes Geschirr streitende WG-Mitbewohner, er bringt flüchtige Party-Bekanntschaften ins Bett. Diese Funktion hat er wieder einmal bewiesen, als der Heidelberger Studierendenrat am 24. November zu seiner 42. Sitzung zusammenkam. Verantwortlich dafür war allerdings nicht der übermäßig hohe Alkoholkonsum während der fünfeinhalbstündigen Sitzung, sondern ein Antrag der Fachschaft Philosophie. Sie hatte vom StuRa laut Antragstext eine Positionierung zur „Finanzierung von Alkohol aus Mitteln der Verfassten Studierendenschaft" gefordert. Die StuRa-Mitglieder sollten entscheiden, ob aus ihrem Haushalt von den Fachschaften „angefallene und anfallende Kosten für Alkohol" erstatten werden sollen oder nicht. Der für seine Grundsatzdiskussionen bekannte StuRa debattierte gut eine Stunde in nüchterner und besonnener Weise über diesen Antrag und nahm ihn am Ende ohne Gegenstimme und mit nur ein paar Enthaltungen an. Eine seltene Einigkeit.

Diese Positionierung war notwendig geworden, weil die Beauftragte des Haushalts der VS, Ulrike Elm, im Sommer einen Stopp für die Ausgabe durch VS-Gelder verhängte. Sie begründet diese Entscheidung mit klaren Worten: „Alkohol ist ein Sucht- und Rauschmittel und es ist meiner Ansicht nach nicht Aufgabe der VS, diese zu finanzieren." Elm habe sich mit anderen Studierendenschaften in Baden-Württemberg und darüber hinaus in Verbindung gesetzt und deren Antwort war jeweils eindeutig – nirgendwo werde Alkohol finanziert.



Foto: flickr.com, Matthias Muehlbrandt (CC BY-NC-ND 2.0)

Was schon die Toten Hosen sangen, findet auch der StuRa: Alkohol gehört dazu

Für viele Fachschaften ist dies jedoch eine problematische Haltung, sollen sie doch schließlich nach Landeshochschulgesetz den „sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Belangen der Studierenden" nachkommen. So richten sie Ersti-Einführungen, Ersti-Wochenenden, Weihnachtsfeiern und Sommerfeste aus – Veranstaltungen, bei denen Alkohol „einfach dazugehört", so Sebastian und Niku von der Fachschaft Philosophie.

Sie hatten den Antrag in den StuRa gebracht, nachdem sich niemand anderes bereiterklärt hatte. Durch den Finanzierungsstopp der Haushaltsbeauftragten müssen einzelne Mitglieder der jeweiligen Fachschaft die Kosten für Alkohol privat auslegen. Ein umständlicher Akt, zumal auch gar nicht sicher ist, ob das Geld durch den Alkoholverkauf wieder hereinkomme. Größere Fachschaften hätten einen Verein, über den sie den Alkohol abrechnen lassen würden, das würde sich für viele andere allerdings nicht lohnen, erklären Sebastian und Niku.

> „Alkohol ist ein Sucht- und Rauschmittel", findet Haushaltsbeauftragte Ulrike Elm

Haushaltsbeauftragte Ulrike Elm glaubt aber nicht, dass für gesellige Anlässe Alkohol eine Voraussetzung ist: „Man kann auch sehr schön ohne Alkohol zusammensitzen und die Zeit verbringen." Sie finde „diese Selbstverständlichkeit, mit der schon junge Menschen" bei jeder Gelegenheit Alkohol trinken, „sehr gefährlich."

Die StuRa-Sitzung vom 24. November war von ähnlicher Emotionalität geprägt. „Sollte die gesamte Studierendenschaft den Abschuss von wenigen finanzieren?", fragte Erik Tuchtfeld von der Juso-Hochschulgruppe. Er forderte einen „kritischen Blick auf Alkohol" und war an der Einschränkung des Antragstextes beteiligt, dass nur „nichtbranntweinhaltiger Alkohol" erstattet werden sollte. Dies wiederum erinnerte André Müller von der Grünen Hochschulgruppe „an die Prohibition in den 20er Jahren in den USA, wo man Menschen abgesprochen hat, Alkohol vernünftig konsumieren zu können." Damit spreche man den Fachschaften ab, einen vernünftigen Rahmen zu schaffen, in dem Alkohol getrunken wird und man verweigere den Studenten ihre „Selbstmündigkeit", wie viel Alkohol sie zu sich nehmen könnten. Eine Mehrheit sah dies wohl ähnlich und stimmte gegen die Einschränkung.

> „Sollte die gesamte Studierendenschaft den Abschuss von Wenigen finanzieren?"

Die leidenschaftliche Debatte brachte allerlei Argumente auf den Tisch: Finanzreferent Wolf Weidner sprach von der „kulturellen und hedonistischen" Rolle, die Alkohol in der Gesellschaft spiele, laut Kornelius Bauer von der Fachschaft Physik handle es sich bei den Veranstaltungen der Fachschaften um „Kulturförderung", zu der Alkohol nun einmal dazugehöre. Am Ende stimmte der StuRa in einem eindeutigen Votum für die Annahme des Antrages. So viel Eintracht überraschte nicht nur Sitzungsleiter Simon Steiger: „Das war doch einmal eine konstruktive Debatte", schloss er den Tagesordnungspunkt. Inwiefern diese Positionierung auch wirklich umgesetzt wird, bleibt weiter offen. Sie wolle die Entscheidung des StuRa nicht kommentieren, so Ulrike Elm. Zunächst werde sie sich jetzt mit der Referatekonferenz und den Vorsitzenden der VS zusammensetzen und über alles beraten. Ein Hindernis dürfte auch die Auffassung des Rektorats sein, das die Rechtsaufsicht über die VS innehat. Ute Müller-Detert von der Abteilung Kommunikation und Marketing des Rektorats deutet an, dass sie mit der vom StuRa beschlossenen Regelung Probleme haben könnte: So sei die „Grundlage für die Handhabung der Finanzierung von Alkohol" der Grundsatz der Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit. Ob die Finanzierung von Alkohol darunter fällt, lässt sie offen. Sie verweist aber darauf, dass „Ausnahmen aus Sicht der Universität Anlässe mit repräsentativem Charakter" sein können, „wie zum Beispiel Empfänge im Anschluss an besonders hervorgehobene Veranstaltungen". Ob eine Fachschafts-Weihnachtsfeier darunter fiele, ist eher fragwürdig. **(mgr)**

ANZEIGE

Spenden Sie Blutplasma.
Es lohnt sich auch für Sie!

Plasmazentrum Heidelberg
Plasma spenden lohnt sich

Für unser Spendezentrum suchen wir Blutplasmaspender.
Wir bieten Ihnen: Modernste Ausstattung, einen kostenlosen Gesundheits-Check und eine attraktive Aufwandsentschädigung.

Anmeldung telefonisch unter **06221-894669-60**. Mehr Informationen unter **www.plasmazentrum-heidelberg.de.**

Auch Blutspender für Studien gesucht!

Plasmazentrum Heidelberg
Hans-Böckler-Straße 2a
69115 Heidelberg

Telefon 06221-894669-60
Telefax 06221-894669-69
Öffnungszeiten: Mo–Fr von 9–20 Uhr



Erste - Hilfe - Kurs für Studenten

Regelmäßig Kurse an den Universitäten Heidelberg & Mannheim und der PH Heidelberg

Termine 2016 an der Uni HD → 22. April / 6. Mai / 20. Mai / 27. Mai

Anmeldung, Infos und weitere Termine unter:
www.erstehilfekurs.net/aktuelles
zehn@erstehilfekurs.net
Tel.: 06222 - 58 53 93

ZEHN
Zentrum Erste Hilfe Notfalltraining



Die Bescheinigung eines Erste-Hilfe-Kurses mit 9 UE ist für die Meldung zum Vorbereitungsdienst (Referendariat) erforderlich!

Alle Jahre wieder

Eine kleine Weihnachtsgeschichte über Plätzchen ohne Ofen und Geschenke im letzten Moment

Alle Jahre wieder kommt die Adventszeit. In immer mehr Schaufenstern tauchen nach und nach kleine Weihnachtsbäume auf. Wenn ich durch die Stadt laufe, rieche ich Glühwein, Crêpes und andere Leckereien. Überall in der Stadt ist der Weihnachtsmarkt und an den einzelnen Instituten gibt es Weihnachtsfeiern. Über Glühwein und Feuerzangenbowle vergesse ich etwas die Zeit und am 22. Dezember kommt Weihnachten dann plötzlich sehr überraschend. Noch zwei Tage bis Heiligabend. Der Puls geht hoch. Über all dem netten Zusammensitzen habe ich die Sache mit den Geschenken für die Lieben völlig vergessen. Dabei wollte ich doch dieses Jahr viel früher anfangen und alles besser machen. Naja, daran ist wohl nichts mehr zu ändern, also ran an die Geschenke. Schließlich habe ich noch zwei Tage.



Fotos: leh

Süßes Geschenk: Trinkschokolade aus Kuvertüre

Ich setze mich an den Computer und befrage das Internet zu Last-Minute-Geschenkideen. Und tatsächlich werde ich fündig: Selbstgemachte Marmelade. Neben der aufwendigen Variante mit ganzen Früchten lassen sich auch die Glühweinreste von der WG-Weihnachtsfeier sehr gut zu Marmelade verarbeiten. Man braucht: Glühwein und Gelierzucker. Den Zucker bekommt man in jedem Supermarkt oder wenn es knapp wird, an der Tankstelle. Für die Variante mit Glühwein lohnt es sich, Gelierzucker zu kaufen, der im Verhältnis drei zu eins gemischt wird, damit die Marmelade etwas süßer wird. Außerdem braucht man noch ein paar leere Gläser mit Metalldeckel.

Den Glühwein gibt man zusammen mit dem Zucker kalt in einen möglichst großen Topf, damit die Marmelade nicht überkocht. Wenn man noch ein paar Orangen, Himbeeren oder Aprikosen hat, kann man diese schälen und ebenfalls dazugeben. Nun kocht man die Mischung für die angegebene Zeit (meist nur ein paar Minuten) und füllt sie in die bereitgestellten Gläser. Damit keine Luft hineinkommt, die Gläser am besten auf den Kopf stellen. Nach dem Kochen enthält die Mischung übrigens keinen Alkohol mehr, weil dieser verdampft. Nachdem die Marmelade abgekühlt ist, kann man die Gläser noch mit einer Serviette oder Geschenkpapier verschönern. Insgesamt dauert die Herstellung etwa eine Stunde.

Nun habe ich also ein paar Gläser Marmelade und noch ein bisschen Zeit. Beim Kochen habe ich in der Küche Blockschokolade gefunden. Das erinnert mich an die Trinkschokolade, die man um diese Jahreszeit überall kaufen kann. Die müsste ich doch auch selbst machen können. Dazu brauche ich die Schokolade, die es gegebenenfalls günstig im Supermarkt gibt, und Eiswürfelbehälter oder kleine Muffinformen. Man zerkleinert die Schokolade etwas und gibt sie in ein Behältnis. Das stellt man in einen Topf mit etwas Wasser und erhitzt es. So schmilzt die Schokolade langsam. Wichtig ist, darauf zu achten, dass kein Wasser zu der Schokolade hineinkommt und sie nicht zu stark erhitzt wird. Deshalb am besten den Herd nur auf der ersten Stufe anschalten. Nach fünf bis zehn Minuten ist die Schokolade geschmolzen und kann in die Eiswürfelbehälter gefüllt werden. Nun heißt es abwarten und die Schokolade festwerden lassen. Das geht am besten im Kühlschrank oder auch auf dem kalten Balkon. Die feste Schokolade kann dann herausgelöst und in kleine Tüten verpackt werden. In heißer Milch aufgelöst ergibt das ein köstlich- gemütliches Getränk. Mit Festwerden lassen dauert die Herstellung etwa drei Stunden.

Während meine Marmelade abkühlt und die Schokolade fest wird, fällt mir ein, dass meine Tante keine süßen Sachen mag. Da sie mich jedes Jahr liebevoll beschenkt, möchte ich ihr aber eine Kleinigkeit mitbringen. Mein Blick fällt auf den Tee im Regal. Das wäre was. Aber einfach Tee schenken ist doch etwas simpel. Vielleicht wäre es schön den Tee in einem schönen Teebeutel zu verpacken. Dafür brauche ich losen Tee, Teebeutel ohne Tee und Nadel und Faden. Man überlegt sich eine Form (Herz, Stern, Tannenbaum usw.) und zeichnet diese auf den Teebeutel. Etwa einen halben Zentimeter von der Markierung am Rand näht man innen die Form nach, bis nur noch ein kleines Stück von etwa zwei Zentimetern frei ist. Nun füllt man den Tee ein und näht den Beutel zu. An das Ende des Fadens kann man ein kleines Papier mit einem Tacker befestigen. Für einen Teebeutel braucht man etwa 20 Minuten.

Wo ich schon mal in der Küche stehe, habe ich richtig Lust, Plätzchen zu backen. Die Zeit habe ich noch und ich muss ja sowieso warten, bis die Schokolade fest geworden ist. Einziges Problem: in meiner WG gibt es keinen Ofen. Trotzdem wären ein paar Plätzchen jetzt wirklich toll. Irgendwie muss das doch zu bewerkstelligen sein. Mein Blick fällt auf die Bratpfanne: einen Versuch ist es wert. Ich suche mir ein Rezept für Mürbteigplätzchen und mache den Teig (sicherheitshalber erst einmal weniger Teig, also nur das halbe Rezept). Weil ich kein Nudelholz habe, nehme ich eine Weinflasche zum Ausrollen. Statt mit Formen steche ich die Plätzchen mit einem Eierbecher (auch ein Shotglas geht) aus. Zunächst versuche ich die Plätzchen in der Pfanne anzubraten, was nicht funktioniert. Sie werden unten schwarz und oben sind sie noch roh. Ergibt irgendwie Sinn denn im Ofen bekommen sie von allen Seiten Wärme. Ich lege also die Pfanne mit Backpapier aus, lege dann die Plätzchen darauf und decke die Pfanne nochmal mit dem Papier ab. Sie wird nun auf mittlerer Stufe erhitzt. Nach etwa zehn Minuten muss man die Plätzchen mit einem Pfannenwender umdrehen. Wichtig ist, die Pfanne nicht unbeaufsichtigt zu lassen, damit das Papier kein Feuer fängt. Für große Mengen sollte man sich allerdings mit Freunden, die einen Ofen haben, verabreden oder einen kleinen Ofen kaufen.



Schnell genäht: Teebeutel in weihnachtlichen Formen

Nun habe ich also paar Leckereien für die Familie und es ist der 23. Dezember. Heute Abend muss alles fertig sein und ich werde im Zug nach Hause sitzen. Die Zeit wird also langsam knapp und ich brauche immer noch ein paar Geschenke für Eltern und Geschwister. Zum Glück sind die meisten Geschäfte noch geöffnet.

Da kommt mir die Idee, ihnen einfach ein paar typische Dinge aus Heidelberg mitzubringen: Melonenschnaps und Studentenküsse. Den Schnaps bekommt man in Weinhandlungen. Eine Flasche kostet etwa zehn Euro und ist somit immer noch in meinem Budget. Auch die Studentenküsse gibt es in der Altstadt. In den kleinen roten Schachteln der Pralinen haben früher Studenten kleine Liebesbotschaften an ihre Herzensdamen versteckt. Aber auch kleine Weihnachtsbotschaften können darin übermittelt werden.

Nach meiner kleinen Einkaufstour komme ich wieder zu Hause an. Noch zwei Stunden habe ich Zeit bis ich zum Zug muss. Ich packe meinen Koffer und freue mich, dass ich alles so gut hinbekommen habe. Bis mir einfällt, dass ich nicht an meine Schwester gedacht habe. Nun schaffe ich es nicht mehr in die Stadt, also muss ich zu dem Last-Minute-Geschenk überhaupt greifen: ein Gutschein. Also schnell einen Gutschein für einen Online-Buchhandel ausgedruckt und in einem Briefumschlag gesteckt. Damit es nicht ganz so langweilig wirkt, drucke ich noch eben eine Seite ihres Lieblingsbuches aus und schneide ein Puzzle aus. Die Teile kommen in eine kleine Tüte. So hat sie bevor sie den Umschlag öffnet, ein kleines Rätsel zu lösen.

Noch pünktlich mache ich mich auf den Weg zum Zug und freue mich, zu Weihnachten nach Hause zu kommen und all den Geschenkestress und die Hektik zu vergessen. Denn alle Jahre wieder kommt nach dem Stress auch die ruhige und schöne Zeit mit der Familie, dem gutem Essen und dem Tannenbaum. **(leh)**

ANZEIGE

BRIEFWAHL NICHT VERGESSEN!

Am 13.03.2016 ist Landtagswahl

BÜNDNIS 90 DIE GRÜNEN

RUPRECHT RIDES

DER GÜNSTIGE FAHRRADLADEN

GEBRAUCHTE RÄDER UNTER 100EURO

CUSTOM BIKES

SINGLESPEEDS

REPARATUREN

5 Euro Gutschein auf den Kauf deines nächsten Rads.

RUPRECHT RIDES
HANS BUNTE STRASSE 6
69123 HEIDELBERG
TELEFON: 0176 / 6288 90 50
E-MAIL: INFO@RUPRECHT-RIDES.DE
WWW.RUPRECHT-RIDES.DE

MO 11 - 19 H
DI CLOSED
MI 11 - 19 H
DO 11 - 19 H
FR 12 - 18 H
SA 12 - 18 H

„Morgens wird gecheckt, ob noch alle leben“

Mit dem sozialen Unternehmen „knastbewusst“ unterstützen Heidelberger Studentinnen Frauen in der Untersuchungshaft

Jemand musste Josef K. verleumdet haben, denn ohne dass er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.“ Mit diesen weltberühmten Worten beginnt die juristische Odyssee des Prokuristen K. aus Franz Kafkas „Der Prozess“. Ob der Protagonist nun schuldig ist oder nicht, wird immer unersichtlicher. Und doch weiß der Leser, dass er am Ende der Lektüre einen anderen Charakter vorfindet, als er ihn zu Anfang kennengelernt hat: Verzweifelt, zermürbt, gebrochen.

Eine Gefühlslage, die 2013 dem Bundesjustizamt zufolge den Alltag von über 25 000 Menschen in Deutschland dominierte: Die Untersuchungshaft – die Festnahme eines Verdächtigen bei „dringendem Tatverdacht“ und bestehender Flucht- oder Verdunkelungsgefahr.

In der Statistik handelt es sich nur bei etwa einem Prozent um Frauen – eine verschwindend kleine Zahl. „Ich glaube, unsere Gesellschaft denkt nicht darüber nach, weil es keine Berührungspunkte zwischen ‚Innen‘ und ‚Außen‘ gibt“, sagt Stephanie Hörnig (23), Jura- und Soziologiestudentin an der Uni Heidelberg. Zusammen mit der Soziologiestudentin Julia Hildmann (26) ist sie Gründerin der Initiative „knastbewusst“. „Wir wollen Frauen in der Untersuchungshaft Beschäftigung geben, damit sie ihre Zeit im Gefängnis aktiv angehen können“, erklärt Julia. „Durch kreative Arbeit versuchen wir, ihnen bei der Verarbeitung ihrer Geschichte und bei der Wahrnehmung ihrer Chancen zu helfen.“

Die Frauen sollen ihre Situation reflektieren, wortwörtlich ein „Knastbewusstsein“ entwickeln. Geplant ist die Produktion eines Gesellschafts-Brettspiels, welches den Alltag im Gefängnis spielerisch und doch authentisch vermitteln soll – vor allem den Personen „draußen“, die das Spiel kaufen. Die Mischung aus „Spiel des Lebens“ und „Monopoly“ soll dabei jedoch nicht das einzige Projekt des Start-Up-Unternehmens bleiben: Die Studentinnen können sich auch vorstellen, den Frauen Briefwechsel nach außen zu vermitteln, um Brücken in die Gesellschaft zu bauen.

An Engagement scheint es den beiden nicht zu fehlen: Seit mehr als drei Jahren arbeiten die Gründerinnen in verschiedenen Bereichen von Gefängnissen, im Januar letzten Jahres schmiedeten sie dann Pläne für das Unternehmen. „Ich habe einfach gemerkt, dass mir die Arbeit zu wenig war“, erzählt Julia weiter. „Ich habe mich mit den Inhaftierten gut verstanden. So hatte ich eine Stunde Ablenkung pro Woche. Aber ich wollte nicht nur eine einfache Beschäftigung, sondern auch aktiv etwas unternehmen.“

Kurze Zeit später förderte SAP das Start-Up mit einem Stipendium. „Das Idealziel der Initiative wäre eine Art Think-Tank, bei dem gesellschaftliche und gefängnisbezogene Strukturen immer wieder überdacht und diskutiert werden“, erzählen die beiden entschlossen. Dafür fehlen ihnen aber bislang noch Mitstreiter. Darüber hinaus machen sich die beiden aber auch über das Konzept der Untersuchungshaft ihre Gedanken. Für sie wirkt es paradox: Gerade die Menschen, bei denen die Unschuldsvermutung vorherrschen sollte, fühlen sich wie bereits verurteilte Gefängnisinsassen. „In der U-Haft ist man primär weggesperrt, weil man ja nicht zu mehr gezwungen werden kann. Man kann nicht arbeiten, sitzt im Zimmer, überlegt, wann der Prozess stattfinden wird und wie es den Kindern draußen geht“, meint Stephanie.



Foto: Privat

Hinter Gittern: Durch „knastbewusst“ regen Julia und Stephanie zum Austausch an

Und genau diese Ausweglosigkeit spiegelt sich auch im hamsterradartigen Tagesablauf: „Um sechs Uhr morgens wird erst einmal gecheckt, ob noch alle leben.“ Danach sei um elf Uhr Hofgang, Zeit zum Duschen und anschließendes Mittagessen, bevor man eingesperrt wird. Dann folgt das Abendessen. Dann wieder der Einschluss. Nach dreistündiger Freizeit werden die Häftlinge endgültig für die Nacht eingeschlossen.

Neben möglichen weiteren Ansprüchen erhalten Freigesprochene in der Bundesrepublik derzeit 25 Euro pro eingesessenen Tag in der U-Haft. Der festgelegte Wert der Freiheit?

„Das ist die niedrigste Entschädigungssumme in Europa!“, fällt Stephanie sofort ein. „Das gesellschaftliche Stigma und der Freiheitsentzug – das ist alles nicht mit Geld aufzuwiegen.“

Doch was, wenn es sich bei dem Gegenüber des Teams nicht um einen Josef K. handelt? Was, wenn es sich um jemanden handelt, der schuldig ist? Schließlich werden etwa 80 Prozent aller U-Häftlinge in Deutschland verurteilt.

„Wir sind nicht die Instanz, die über Schuld und Unschuld entscheidet“, meinen die Gründerinnen abschließend. „Es geht darum, den Frauen zu zeigen, was sie können und dass sie etwas wert sind. Es geht darum, dass wir Menschen sind, die zu anderen Menschen kommen.“ **(sbe)**

Recht gut!

Preis für ProBono

Soziales Engagement ist gut - echt gut, findet auch die Landesregierung Baden-Württembergs. Unter diesem Motto werden jährlich Ehrenamtliche aus allen Bereichen der Gesellschaft ausgezeichnet. Bei der diesjährigen Preisverleihung wurde auch eine Heidelberger Studenteninitiative geehrt: ProBono Heidelberg, eine studentische Rechtsberatung, erreichte den dritten Platz in der Kategorie „Soziales Leben“. Im Internet konnte in sieben Kategorien über jeweils fünf nominierte Projekte abgestimmt werden.

Auf Anfrage erstellen die ProBono-Mitglieder juristische Gutachen, die den Betroffenen ihre Handlungsmöglichkeiten aufzeigen sollen. Volljuristen stehen dem Verein beratend zur Seite und überprüfen die erstellten Gutachten, bevor diese den Mandanten vorgelegt werden. Die Idee fand in der Vergangenheit bereits großen Anklang. Seit Beginn der Beratung im März 2014 wurden über 200 Fälle betreut.

Der dritte Platz des Wettbewerbes ist mit einem Preisgeld von 1000 Euro dotiert. Die werden von ProBono in einen neuen Laptop investiert. „Damit wollen wir unsere vorhandenen Protokolle der Beratungen digitalisieren und zukünftig schon während der Beratung das Protokoll auf diesem Weg führen“, erklärt Timo Kettler, Mitglied von ProBono Heidelberg. Da sich das Beratungsangebot auch auf migrationsrechtliche Fragen erstreckt, habe man außerdem ein Asylrechtsmagazin abonniert.

„Insgesamt ermöglicht es uns dieser Preis, in Zukunft noch professioneller arbeiten zu können. Darüber hinaus bedeutet er aber in erster Linie Anerkennung für unser bisheriges Engagement und die Tatsache, dass wir in relativ kurzer Zeit schon sehr viel erreicht haben.“ **(kap)**

Alles unter einem Dach

Das neue Mathematikon wurde am 11. Dezember feierlich eröffnet. Hier werden ab Frühjahr Mathematiker und Informatiker forschen, lehren und lernen


Foto: hlp

Pünktlich zur Weihnachtszeit bekommt auch die Universität Heidelberg ein Geschenk, ein sehr großes Geschenk. Am 11. Dezember wurde das neue Mathematikon in der Berliner Straße feierlich eröffnet, welches Oberbürgermeister Eckart Würzner in seiner Rede als „Begeisterhaus“ bezeichnete.

Nach Baubeginn im Juni 2013 ist es nun endlich soweit: die Institute der Mathematik, der Angewandten Mathematik und der Informatik werden künftig unter einem Dach lehren, lernen und forschen. Bislang waren sie auf sechs Gebäude im Neuenheimer Feld verteilt. Auch das Interdisziplinäre Zentrum für Wissenschaftliche Rechnen (IWR) sowie das Heidelberg Collaboratory for Image Processing werden im neuen Gebäudekomplex untergebracht, genauer dem Bauteil A.

„Bereits bestehende Kollaborationen werden durch die geographische Nähe noch besser ausgestaltet werden können“, so Michael Gertz, Dekan der Fakultät für Mathematik und Informatik. Man könne beispielsweise einfach an Kolloquien anderer Fachbereiche teilnehmen. Auch für die Studierenden biete der Umzug ins Mathematikon erhebliche Vorzüge. Es werde für sie eine zentrale Anlaufstelle, „ein Zuhause werden“, so Gertz. Ähnlich sieht es auch die Fachschaft Mathematik. „Dass sich nun alle wichtigen Stellen, wie Dekanat und Prüfungsamt unter einem Dach befinden werden, macht vieles einfacher.“ Außerdem hätte man aufgrund der Verteilung der Veranstaltungen über das ganze Neuenheimer Feld seine Kommilitonen abseits der Vorlesungen wenig zu Gesicht bekommen und keine gemeinsame Identität entwickeln können. Das soll sich jetzt ändern. Alles ist an einem Ort gebündelt; in jedem Stockwerk wird es ein paar studentische Arbeitsplätze für gemeinsame Projekte oder einen Plausch in der Mittagspause geben.

> Das Mathematikon soll ein „neues Zuhause“ für Studenten werden

Nichtsdestotrotz gibt es auch Nachteile beim Umzug in das Mathematikon. Zum einen wäre da die geringere Anzahl an Seminarräumen. Verschärft wird dies durch die Tatsache, dass die bisher benutzten für den Lehrbetrieb nicht mehr zur Verfügung stehen. Die 15 neuen Seminarräume im 5. Stock des Mathematikons sind zwar teilweise größer und besser an die Anforderungen einer Übung angepasst – eine sehr gute Medientechnik wurde mit eingebaut – aber insgesamt sind es weniger geben. Aus diesem Grund werden wohl in Zukunft einige Übungsgruppen auf zentrale Räumlichkeiten und Randzeiten ausweichen müssen. Zum anderen gibt es nur einen Hörsaal im Erdgeschoss. „Mehr und größere Hörsäle“ hätte die Fachschaft eingeplant, wenn sie beim Bau freie Hand gehabt hätte. Im Vorfeld des Baues fand eine intensive Zusammenarbeit mit Dekan und Fakultätsbeauftragten statt. „Diese haben versucht, unsere Anregungen in die Planungen miteinfließen zu lassen“, meinte die Fachschaft.

Darüber hinaus wird die Bereichsbibliothek Mathematik und Informatik mit der Bereichsbibliothek des IWR zusammengelegt. Daraus entsteht die neue Institutsbiobliohtek mit einigen Arbeitsplätzen, wodurch demnächst den Studenten ein „sehr gut ausgestatteter Bestand an Literatur zur Verfügung steht“, so Gertz. Darüber hinaus sind vier PC-Räume für Rechnerpools vorgesehen. Die Serverräume im Kellergeschoss werden voraussichtlich vom Universitätsrechenzentrum mitbenutzt werden.

Der tatsächliche Umzug wird im Frühjahr nächsten Jahres stattfinden. Die Vorbereitungen für den Umzug seien relativ problemlos vonstattengegangen. „Die Fakultät hat uns zugesagt, ihr Möglichstes zu tun, dass der Umzug den Lehrbetrieb nicht beeinträchtigen wird“, so die Fachschaft.

Danach darf sich die Fakultät am Weihnachtsgeschenk der Klaus-Tschira-Stiftung erfreuen. Diese widmet sich seit gut 20 Jahren naturwissenschaftlichen Projekten. Dass das Mathematikon eine Schenkung an die Uni ist, hält Gertz für unproblematisch. „Die Stiftung nimmt keinen Einfluss auf Forschung und Lehre. Ich würde mir wünschen, dass es mehr solcher Projekte in Deutschland geben würde.“ **(kap, mow)**

Wer ist eigentlich Tigon?

Mitte der Achtzigerjahre wird in Heidelberg zum ersten Mal auf Deutsch gerappt. Ein neuer Kinofilm blickt nun darauf zurück

Campbell Barracks, Heidelberg, 1986. Bei einer Jam-Session im Lager der US-Army springt ein Vermummter auf die Bühne und beginnt auf Deutsch zu rappen. Vielleicht zum ersten Mal überhaupt. Die Amerikaner sind verstört, das ist Anarchie. Panik bricht aus, ein junger Amerikaner wird zu Tode getrampelt. Danach ist „Tigon“, der mysteriöse Rapper, verschwunden. Für immer.

So erzählt es zumindest „Blacktape“, der „erste deutsche Hip-Hop-Film“, der in diesen Tagen in die Kinos kommt. Eine Art Doku-Thriller, eine Reality-Schnitzeljagd. Die Grundgeschichte geht ungefähr so: Der Regisseur und Musiker Sékou Neblett macht sich gemeinsam mit den beiden Hip-Hop-Journalisten Falk Schacht und Marcus Staiger (Entdecker von Kool Savas, Sido und einigen anderen) auf die Suche nach dem legendären Tigon. Diese führt sie – wie sollte es anders sein – dorthin, wo dieser auch verschwunden ist, nach Heidelberg. Klein, beschaulich, wenig Ghetto-Potential. Und doch: die Wiege des deutschen Hip-Hops.

Kurze Erklärung für den Außenstehenden: Hip-Hop ist nicht Rap. Als Laie tappt man leicht in diese Falle und fängt sich in einer Gruppe von Kennern schnell verächtliche Blicke ein. Hip-Hop ist auch Rap, aber eben nicht nur. Es ist eine Kultur, zu der zu gleichen Teilen auch das Sprayen, das DJing und das B-Boying (Breakdancing) gehören – besser bekannt als „die vier Elemente“. Eingeschworenen Fans mag das geläufig sein, der breiten Mehrheit jedoch gerade deshalb weniger, weil viele der aktuell großen Namen sich vor allen Dingen auf das Rappen konzentrieren. Nostalgiker (die gibt es nämlich auch in hippen Subkulturen) beklagen deshalb oft, dass die Einheit der vier Elemente immer mehr verloren gehe.

Heidelberg, die Akademiker-Blase: zumindest heutzutage nicht gerade für seine wilde Subkultur bekannt. Selbst den Emmertsgrund als „Ghetto“ zu bezeichnen wäre, gelinde gesagt, übertrieben. „Eigentlich gibt es überhaupt keinen Grund, hier zu rappen“, sagt Martin Stieber, einer der Stieber Twins, Hip-Hopper der ersten Stunde. Wie es dann doch dazu kam? „Das lag ganz klar an den Amerikanern“, erklärt Stieber. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs machten sie Heidelberg zum Hauptquartier ihrer Landstreitkräfte in Europa, die Stadt war voller GIs: „Die kamen auf die Neckarwiese gefahren, mit fettem Soundsystem im Auto, und aus den Boxen dröhnte Rap-Musik. So was hatten wir noch nie gehört.“ Auf den deutsch-amerikanischen Volksfesten habe man die ganze Kultur leibhaftig mitbekommen, Rap, Breakdance. Torch, der allgemein als Vater der deutschen Rap-Musik gilt, habe nach einer Weile immer mehr Amerikaner kennengelernt und mit ihnen Musik gemacht. „Irgendwann hat er uns mitgenommen. Das kam alles durch ihn. Er hat dann auch als Erster angefangen, auf Deutsch zu rappen“, so Stieber. Ende der Achtzigerjahre gründete Torch zusammen mit Tony L und Linguist die Gruppe „Advanced Chemistry“, die sie zu Pionieren des deutschen Hip-Hops machte.

Stieber kam zum Hip-Hop, um etwas zu machen, das keiner macht. Ihn habe immer schon die Opposition gereizt – „deshalb bin ich auch kein Bayern Fan“ – und Hip-Hop sei damals eben genau das gewesen: eine Subkultur, etwas ganz Neues. „Heute ist das natürlich komplett umgekehrt. Mehr Mainstream geht nicht. Da unterhalten sich 50-Jährige bei der Arbeit über das neue Haftbefehl-Album.“ Hip-Hop wäre deshalb, so Stieber, heute wahrscheinlich nicht mehr seine Musikrichtung geworden. „Aber färb' das jetzt bitte nicht negativ ein!“ Es sei gut, dass es weitergehe und durch den Mainstream entstünde schließlich auch eine viel größere Bandbreite. Er kennt sich aus mit aktueller Rap-Musik, schätzt sie. Die häufig beschworene „Feindschaft“ zwischen dem sogenannten „Gymnasiastenrap“ der ersten Stunde und dem Gangsterrap à la Aggro Berlin hält er deshalb auch für Unsinn. Das Publikum wolle eben Schubladen und dann sei „Hafti der Gangster und die Stieber-Twins die Bullen“. Im Grunde solle Rap doch aber authentisch sein, man rappe über das, was einen umgebe: „Unterschiedliche Lebenswelten führen dann eben zu unterschiedlicher Musik, sonst wäre es doch auch nicht mehr echt.“

Stieber, der inzwischen Inhaber des Ladens „The Flame“ in der Plöck ist, scheint mit seiner Rolle nicht zu hadern. Ganz im Gegensatz zu Torch, dessen Verhältnis zu Presse und Öffentlichkeit ein eher angespanntes ist. Seinen Auftritt in „Blacktape“ ließ er nachträglich sperren, sodass der Zuschauer nun an dieser Stelle auf eine schwarze Leinwand schaut. Dabei, so berichtet Falk Schacht, Protagonist des Films, habe Torch ursprünglich sogar im weißen Frotteebademantel für sie gebreakt, was man natürlich wahnsinnig gern gesehen hätte.

Die Geschichte des Heidelberger Hip-Hops ist groß. Für Einzelne, die nun wie Torch ein Erbe zu verwalten haben, vielleicht geradezu erdrückend groß. Doch wie steht es um die Gegenwart?

> Heidelberg. Klein, beschaulich, wenig Ghetto-Potential. Und doch: die Wiege des deutschen Hip-Hops

Ein Kaffee mit Max, Gründer von Tricky Stylez, einem gemeinnützigen Hip-Hop-Projekt aus Heidelberg, das versucht, Künstler miteinander zu vernetzen. Seit knapp fünf Jahren organisieren sie Partys (bis vor kurzem im nun geschlossenen „Häll“), auf denen sie DJs und MCs eine Plattform geben. „Nach dem Hype in den Neunzigern war da Anfang des Jahrtausends auf einmal dieses riesige Loch. Es gab hier einfach keine Plattform mehr für junge Künstler. Das wollten wir ändern“, erklärt Max. Es sei auch eine Art Gegenbewegung zur Entwicklung des deutschen Hip-Hops, weg von Kommerzialisierung und zurück zu den Ursprungsideen: den vier Elementen, Zusammenhalt, Respekt. Im Juli dieses Jahres kam die erste Platte der Gruppe heraus. Finanziert aus den Eintrittsgeldern der Partys, zwei Jahre habe das gedauert: „Wir wollten nicht, dass irgendwer ein finanzielles Risiko eingeht, deshalb haben wir es eben gemeinschaftlich finanziert. Trotzdem sollte es professionell sein, das kostet eben.“ Weit mehr als 40 Leute hätten unentgeltlich an dem Projekt mitgearbeitet. So läuft das mit dem Zusammenhalt.

Karlstorkino, Heidelberg, 2015. Zwei Männer stürmen die Bühne. Vermummt sind sie nicht, sehen im Gegenteil sehr froh und friedlich aus: „Wie schön hier zu sein, in der Geburtsstadt des deutschen Hip-Hops!“ Es ist die Heidelberger Filmpremiere von „Blacktape“, Sékou und Schacht sind zu Gast, um den Film vorzustellen. Das Publikum johlt, Hip-Hop-Prominenz der ersten Stunde ist gekommen. Fehlt nur – Tigon. Denn, so wird während der teilweise fiktionalen Dokumentation klar, es gibt ihn gar nicht. Genausowenig wie seinen skandalösen Auftritt in den Campbell Baracks. Das macht den Anfang der deutschen Hip-Hop-Geschichte natürlich weitaus weniger spektakulär. Die Musik jedoch nicht. **(avo)**



Foto: Camino Filmverleih

Der bürgerliche Schein trügt: Falk Schacht, Sékou Neblett und Marcus Staiger – deutsche Hip-Hop-Prominenz

Ausgeschenkt

Auszeit mit Kaffee

Der „Pausenraum“ verbindet Genuss mit Wohltätigkeit und lässigem Ambiente

Mit dem „Pausenraum“ ist die Weststadt seit August um ein Café reicher. Die Räumlichkeiten (oder vielmehr die Räumlichkeit) des Cafés, das nun an der Stelle des ehemaligen Beans of Joy beheimatet ist, steht bildlich für das zugehörige Konzept: klein, aber fein. Die Facebookseite des „Pausenraums“ lässt verlauten, dass Besucher ein „modernes lässiges Ambiente mit entspannter Musik“ erwarte. Das trifft es gut. Der Laden ist klein und die Möbel sind wenig an der Zahl, lassen dafür aber hohe Qualität erahnen. Die Glasfront verleiht dem Raum Helligkeit und lässt ihn somit großzügiger erscheinen.



Foto: Angel Ponz

Klein, aber fein ist auch das Angebot. Die Karte besteht aus verschiedenen Kaffee-Variationen, diversen Limonaden und einer kleinen Auswahl an Essbarem. Ihr Konzept fassen die beiden Inhaber, Angel Ponz und Joachim Stürmer, die auch das „ku17“ auf der Neckarwiese betreiben, in zwei Schlagworten zusammen: Bio und Wohltätigkeit. Für die angebotenen Kuchen und Stullen werden fast ausschließlich biologische Zutaten verwendet. Der Wohltätigkeitsgedanke erschließt sich beim Blick auf die angebotenen Getränke: Trend-Marken wie „LemonAid“, „fritz-cola“ und „Viva con Agua“ fördern durch den Verkauf ihrer Produkte gemeinnützige Projekte. Auch der Kaffee ist dem Leitsatz der Wohltätigkeit untergeordnet. Die beiden Inhaber setzen dabei auf Produkte von „Coffee Circle“, einem biozertifizierten Kaffee aus Äthiopien, durch dessen Verkauf Entwicklungsprojekte im Land gefördert werden. Neben Klassikern wie Espresso, Americano und Milchkaffee gibt es unter anderem Flat White – ein Cappuccino-ähnliches Getränk mit weniger Milch, das in einem Glas serviert wird.

Preisliste

Cappuccino	2,90 €
Flat White	2,60 €
Kuchen	2,80 €
Stullen	2,50 €
Suppe	2,90 €

Weststadt
Schillerstraße 29

Öffnungszeiten:
Montag bis Freitag 10–18 Uhr
Samstag geschlossen
Sonntag 13–17 Uhr

Die angebotenen Stullen, die Offenheit des kleinen Raumes und die Vorbeigehenden, die sich einen Kaffee zum Mitnehmen bestellen, verleihen dem „Pausenraum“ die Atmosphäre eines hippen Kiosk. Für diejenigen unter uns, die gerne in Cafés arbeiten, ist dieses wenig geeignet, da richtige Tische fehlen. Aber er heißt ja auch nicht umsonst „Pausenraum“. Das neue Café ist also der ideale Ort für eine Auszeit – die man momentan mit einer wärmenden Suppe genießen kann, die passend zur kalten Jahreszeit während der Woche angeboten wird. **(ams)**

„Bunter. Schneller. Mittendrin.“ – Das Internetportal *Heidelberg24* versucht mit einem schrillen Auftritt die Heidelberger Medienlandschaft zu bereichern

+++ Klicks, Klicks, Klicks +++

Von Michael Graupner

Es ist der 20. November, eine Woche nach den Terroranschlägen in Paris, drei Tage nach der Absage eines Fußballländerspiels wegen Bombenalarms. Eine sensible Stimmung herrscht in Deutschland, so auch an diesem frühen Nachmittag, als das Internetportal *Heidelberg24* über seine Internet- und Facebookseite mitteilt: „+++ Eilmeldung! Lauter Knall über Metropolregion! +++“ – Mehrere „besorgte Bürger“ hätten sich „bei sämtlichen Polizeistationen“ gemeldet und über eine Erschütterung informiert. Die Berichte variieren: Manche hätten den Knall in Ludwigshafen oder Lampertheim gehört, andere in Mutterstadt und Viernheim, sogar in Kaiserslautern wurde er vernommen. *Heidelberg24* verweist auf einen „ersten Medienbericht“, in dem von einer Explosion im „Rhein-Neckar-Zentrum in Viernheim“ die Rede ist. Eine Explosion in der Metropolregion? Mitten in Deutschland, in diesen Zeiten? Nach wenigen Minuten gibt *Heidelberg24* Entwarnung: Die Ursache sei geklärt, mehrere Überschallflüge hätten am Nachmittag in der Region stattgefunden, diese verursachten beim Durchbruch der Schallmauer einen lauten Doppelknall. Der Facebook-Post von *Heidelberg24* wird anschließend von der Seite gelöscht.

Die Heidelberger Medienlandschaft unterliegt seit dem 4. Juli 2014 einem anderen Tempo: An jenem Tag ging das Nachrichtenportal *Heidelberg24* online und das in einer Stadt, die durchaus eine reiche Tradition an gedruckten Presseerzeugnissen vorweisen kann: die *Heidelberger Neueste Nachrichten* bis 1944, das *Heidelberger Tageblatt* bis 1982, die *Rhein-Neckar-Zeitung* bis heute. „Mit Tradition habe ich nichts am Hut“, gibt Volker Pfau, Geschäftsführer des Seitenbetreibers „Headline24 GmbH“, offen zu, „dafür bin ich zu sehr nach vorne gerichtet“. Pfau ist ein Mann aus den Achtzigerjahren: leichter Vokuhila-Ansatz, Dreitagebart, helle Jeans, rosa Hemd, Brusthaare. „Ich bin einer der ersten, die in Deutschland das Thema Internet auf dem Schirm hatten.“ Mehr als 20 Jahre ist das nun her.

„Wir sind aber schon auch seriös“

Knallgelb sind die Scheiben der Büroräume in der Kurfürsten-Anlage 69 gestaltet, der große Redaktionssaal ist mit Bildschirmen übersät, im Radio erklingt Helene Fischers „Atemlos“. Volker Pfau erklärt den Hintergrund des Portals: Die „Headline24 GmbH“ ist ein Tochterunternehmen der Mannheimer Mediengruppe Dr. Haas GmbH, die dort unter anderem den *Mannheimer Morgen* herausgibt. Neben *Heidelberg24* umfasst das Unternehmen auch die Seiten *Mannheim24* und *Ludwigshafen24* – beide werden aber ebenfalls aus dem sogenannten „Headquarter“ geleitet. Auch wenn Pfau es nur als einen „Zufall“ bezeichnet, dass Heidelberg Dreh- und Angelpunkt der drei Seiten ist – die Haas-Mediengruppe will wieder in Heidelberg Fuß fassen, nachdem sie vor 30 Jahren, nach dem Aus des *Heidelberger Tageblatt*, die Stadt der *RNZ* überlassen hatte.

Doch während das *Heidelberger Tageblatt* noch die bürgerlich-liberalen akademischen Kreise ansprach, kommt *Heidelberg24* nun ganz anders daher: „Unser Klientel sind im wesentlichen junge Leute, zwischen 25 und 34 Jahren“, so Volker Pfau. In diesem „Segment“ wolle man „unverzichtbar“ werden und die erste digitale Adresse sein, „wenn es um lokales und regionales Infotainment geht“. „Wir wollen die Menschen, die mit den klassischen Medien nichts am Hut haben, abholen und sie auf eine verlässliche und verantwortungsvolle Plattform ziehen.“ Umsetzen möchte man das mit einem „schrillen Auftritt“, um die Aufmerksamkeit zu „maximieren“.

Ein Blick auf heidelberg24.de kann dies nur bestätigen: Zunächst sorgen die aufpoppenden Werbebanner für allerhand Irritation, kämpft man sich durch diese, offenbart sich ein gelb-rot-blaues Durcheinander. Der Aufmacher der Seite ist mit einer aufdringlich roten Farbe hinterlegt, meistens sind es Meldungen aus der Region, mit Sicherheit ist mindestens eine Polizei-Meldung dabei: „Polizei sucht mit Video nach Herxheim-Brandstiftern!“, heißt es am Samstagmorgen. Seit mehreren Monaten zählt ein Countdown die Tage bis zur Veröffentlichung des nächsten Star Wars-Films. Weiter unten gibt es Beliebiges: Nachrichten aus der deutschen Sportlandschaft, gefolgt von der Rubrik „People“ und der Rubrik „Welt“. Für diese, ausschließlich aus Agenturmeldungen zusammengetragenen Informationen, ist eine ähnliche Internetportale beliefernde Redaktion in München zuständig.

„Das Ganze ist boulevardesk angelegt, wir sind aber schon auch seriös“, sagt *Heidelberg24*-Redakteur Peter Kiefer, der die Position des „Chefreporters“ bekleidet. Er bringt den Anspruch des Blattes auf den Punkt: „Wir versorgen die Metropolregion mit allen Nachrichten aus Sport, Gesellschaft, Show und Polizeimeldungen.“ „Wir“, das sind inklusive der freien Autoren und Fotografen 12 bis 15 Redaktionsmitglieder, die laut Aussage Volker Pfaus „vergleichsweise schlecht“ bezahlt werden. Eine klassische Ressortaufteilung gebe es nicht, jeder müsse über jedes Thema in jeder Stadt berichten können.



Foto: Headline24

Wacht über die Qualität in der Kurfürsten-Anlage 69: Das Maskottchen von *Heidelberg24*

Expertise auf bestimmten Themenfeldern wird von den Redaktionsmitgliedern also nicht verlangt, stattdessen gilt das auf der Startseite prangende Motto: „Schnell. Online. Informiert.“ So werden überwiegend Polizeimeldungen und Pressemitteilungen verarbeitet, sowie Informationen aus der Bevölkerung nachgegangen. „Wir recherchieren viele Geschichten selbst“, stellt Peter Kiefer aber klar und widerspricht dem oftmals an das Portal herangetragenen Vorwurf, allzu voyeuristisch zu arbeiten. Man berichte nur über „alles, was die Leute interessieren könnte“.

„Wir wollen unsere Leser monetarisieren“

Dass dies nur bedingt gelingt, hat die vorschnell rausgegebene Eilmeldung gezeigt, auch wenn Kiefer behauptet, dass „kein Alarm“ gemacht werden sollte und man die Leute nicht „verschrecken“ wollte. Aufmachung der Seite, Themenauswahl, Schreibstil der Artikel – alles ist darauf ausgelegt, möglichst viele Klicks zu generieren, die Währung für Online-Portale wie diese. „Wir gucken, wie das geklickt wird, dann schauen wir, wie wir die Geschichte weiterdrehen können“, stellt Peter Kiefer die Arbeitsweise seiner Kollegen vor. Klicks seien für Online-Medien das, was für Zeitungen die Verkaufszahlen sind. Wenn ein Thema eben nur mittelmäßig bis schlecht geklickt werde, scheint es wohl niemanden zu interessieren. Eine eigenartige Herangehensweise, ist es doch gerade auch die Aufgabe von Journalisten, auf unangenehme und scheinbar uninteressante Themen zu setzen.

Nicht abstreiten lässt sich aber der Erfolg, den *Heidelberg24* damit hat: „Wir haben unsere Erwartungen weit übererfüllt und unseren Plan, was die Reichweitenentwicklung angeht, weit übertroffen“, verkündet Volker Pfau stolz. „Im November hatten wir 900 000 Besuche auf unserer Seite und 5 Millionen Klicks.“ Diese Leser gelte es nun zu „monetarisieren“ und die Seite noch attraktiver für Werbekunden zu machen, durch die sich das Portal ausschließlich finanziere.

Vor Redaktionsschluss am Sonntag noch ein letzter Blick auf die Seite: „Weihnachtsfeier mit Vivian Schmitt im Bienenstock“, prangt es da. Es folgt ein „Artikel“ über den Besuch von „Porno-Star und Frohnatur Vivian Schmitt“ im neuen Heidelberger „Öko-Puff“, dazu eine Bildstrecke mit Schmitt und weiteren leicht bekleideten Damen. „Qualität“, hatte Geschäftsführer Pfau erklärt, sei „die oberste Prämisse“ von *Heidelberg24*.

Heidelberger Historie

Das Ende der Meinungsvielfalt

Bis zum Jahr 1982 erschienen in Heidelberg noch zwei Tageszeitungen. Dann wurde das *Heidelberger Tageblatt* eingestellt

Die letzte Ausgabe des *Heidelberger Tageblatt* erschien zwei Jahre vor seinem 100. Jubiläum, am 31. Dezember 1982. Das Aus kam überraschend und doch nicht plötzlich: Die mit einer Auflage von zuletzt 17 000 vergleichsweise kleine Zeitung war lange schon defizitär gewesen. Im Oktober 1982 gab der Eigentümer – das Mannheimer Verlagshaus Haas, zu dem auch der *Mannheimer Morgen* gehört – die Einstellung des *Tageblatt* zum Jahresende bekannt. Das Verlagsgebäude in der Brunnengasse, vier Außenstellen und 97 Beschäftigte (darunter 26 Redakteure) wurden damit aufgegeben. „Presseerzeugnisse unterliegen leider ebenso betriebswirtschaftlichen Erfordernissen wie Lederkoffer, Rollmöpse oder Vierfruchtmarmelade. Gleichgültig, wieviel geistige Substanz in das Produkt eingebracht werden muß“, stellte Chefredakteur Heinz Kimpinsky in der letzten Ausgabe betrübt fest.



TAGEBLATT

102 Seiten Heute mit IWZ

Andropow zu Treffen mit Reagan bereit

Sowjetischer Parteichef bekräftigt Abrüstungsvorschläge – US-Präsident beurteilt Genfer Verhandlungen optimistisch

Ein glückliches neues Jahr

wünschen Verlag und Redaktion allen Lesern

Abschied vom Alltag

Fischereikrieg in der EG?

Vatikan weist Moskau zurecht

Kohl warnt vor Zukunftsangst

Kanzler nennt in Neujahrsansprache Hauptaufgaben

Auf einen Blick

Die letzte Titelseite des Heidelberger Tageblatts vom 31. Dezember 1982

Foto: Universitätsbibliothek Heidelberg

Mit der Einstellung des *Tageblatt* wurde die den lokalen Zeitungsmarkt ohnehin dominierende *Rhein-Neckar-Zeitung* (Auflagenstärke 1982: mehr als 100 000) konkurrenzlos. Während letztere zu den ersten Neugründungen im besetzten Nachkriegsdeutschland gehörte, war das *Heidelberger Tageblatt* unter diesem Namen bereits seit 1884 erschienen (und damals nur eine von vier täglich in Heidelberg gedruckten Zeitungen gewesen). Von den Nazis verboten und erst im Mai 1949 wiedergegründet, bildete es zunächst ein konservatives Gegengewicht zur *RNZ*, ehe diese selbst nach rechts rückte und das *Tageblatt* als liberales Korrektiv erscheinen ließ. Das Bekanntwerden seines Endes löste entsprechend eine Welle der Sympathiebekundungen aus: Die Leserschaft war schockiert, die Politik bestürzt, der Journalistenverband wütend. Von der „Verödung der Presselandschaft“ war die Rede, Kollegen sahen „verlegerische Willkür und Profitgier“ am Werk. Sogar Oberbürgermeister Reinhold Zundel, dem die *RNZ* die wichtigste Stütze war, sah einen „schweren Verlust für die Meinungsvielfalt in der Stadt“. Ein Leser schrieb: „Ich bin seit Jahren *Tageblatt*-Leser. Ich weiß nicht, welche Zeitung ich jetzt lesen soll. Die *RNZ* ist für mich keine Alternative.“

Natürlich mischt sich in diese Bekundungen nachträgliche Verklärung. Das *Heidelberger Tageblatt* war nicht die Anti-*RNZ*. Aber seine Existenz sicherte der Stadt eine Pluralität der Medienstimmen. Dass Pressefreiheit zuerst die Freiheit einiger weniger mächtiger Verleger ist, gilt dagegen damals wie heute. Die Haas-Gruppe hatte sich entschieden, lieber in das neue Medium des Kabelfernsehens zu investieren als die Existenz einer unrentablen Tageszeitung zu sichern. Eine hübsche Ironie, dass sie nun mit ihrem Engagment in den neuen Medien versucht, den damals aufgegebenen Heidelberger Markt zurückzuerobern. **(kgr)**

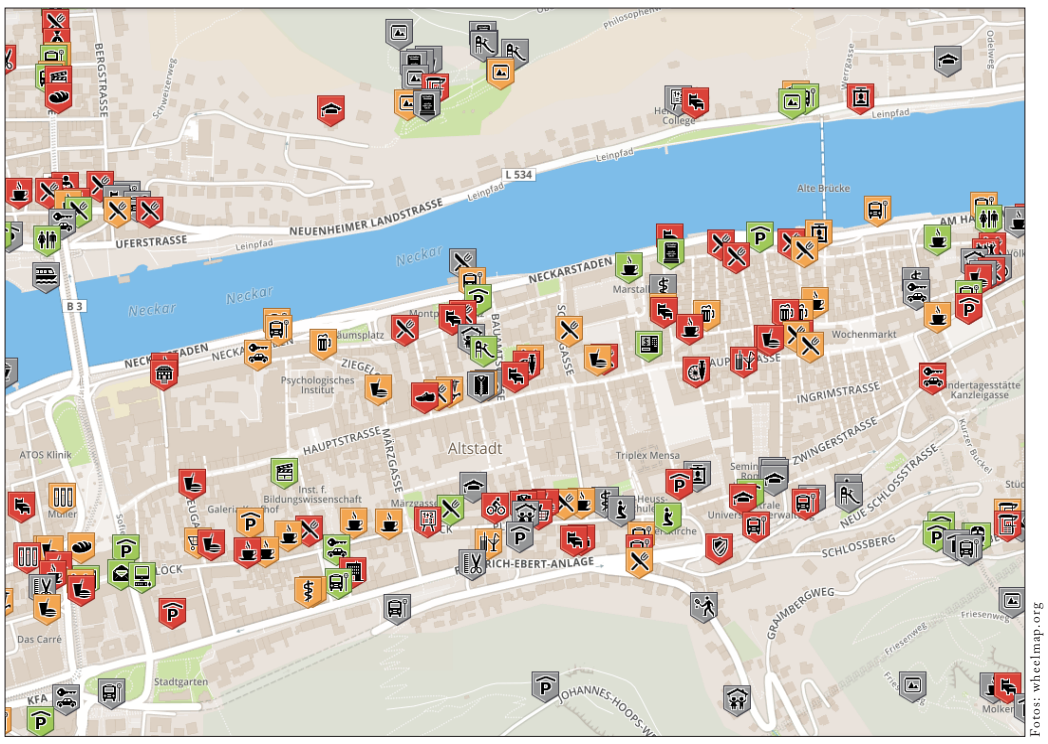
Heidelbergs Hürden

Die Kampagne „MapMyDay“ soll Informationen über Barrierefreiheit sichtbar machen

Wer vom Neuenheimer Feld aus den Neckar überqueren möchte, kann westlich der Ernst-Walz-Brücke über den Wehrsteg laufen – und braucht für 400 Meter etwa 4 Minuten. Rollstuhlfahrer müssen aufgrund der Treppenstufen mehr als einen Kilometer Umweg in Kauf nehmen und benötigen für die gleiche Strecke knapp eine halbe Stunde. Dies ist nur ein Beispiel für Barrieren im Alltag mobilitätseingeschränkter Menschen.

Um das Bewusstsein für solche Missstände zu schärfen und den Alltag barrierefreier zu gestalten, hat der Berliner Verein Sozialhelden e.V. in Kooperation mit der Weltgesundheitsorganisation zur Mithilfe aufgerufen. Anlässlich des Internationalen Tages der Menschen mit Behinderung am 3. Dezember sollen mit der Kampagne „MapMyDay“ mehr Informationen über die Barrierefreiheit öffentlicher Orte gesammelt werden.

Der Kampagne liegt das vom Verein ins Leben gerufene Projekt Wheelmap.org zugrunde, das auf einer frei zugänglichen Karte die rollstuhlgerechte Erreichbarkeit relevanter Orte festhält. Mitwirken kann dabei jeder, entweder direkt über die Homepage oder per Smartphone-App. Eine Registrierung ist ebenso wenig notwendig wie geographisches Fachwissen. Auf der Karte sind noch nicht kategorisierte Orte in grauer Farbe gekennzeichnet. Die Nutzer bewerten diese anhand einfacher Kriterien als voll, teilweise oder nicht rollstuhlgerecht – auf der Wheelmap schließlich durch die Farben grün, gelb und rot dargestellt.



Mehr rot als grün: Die Heidelberger Altstadt ist nur bedingt barrierefrei

Fotos: wheelmap.org

Weiterhin können Informationen über die Zugänglichkeit öffentlicher Toiletten eingetragen und abgerufen werden sowie mittels Fotos oder Kommentaren weitere Angaben zu den Orten gemacht werden. Zugrunde liegen dabei die Daten von OpenStreetMap, einer Karte, zu der jeder Informationen nach dem Prinzip von Wikipedia beitragen kann.

Bisher sind auf der Wheelmap weltweit mehr als 650 000 Orte markiert. „Im Rhein-Neckar-Kreis gibt es etwa 18 000 Orte, die bewertet werden können. Davon sind 10 000 bewertet“, erläutert Stefan Hahmann, Wissenschaftler am Geographischen Institut Heidelberg. „Diese verteilen sich zu jeweils einem Drittel auf voll, eingeschränkt oder gar nicht zugänglich.“ Neben der Information für die Betroffenen, welche Orte zugänglich sind und welche nicht, sieht Hahmann in der Wheelmap auch eine politische Dimension: „Wenn ein Punkt rot ist, besteht die Hoffnung, dass dies Lokalpolitiker aktiviert oder die Betreiber dazu veranlasst, diesen Ort barrierefrei zugänglich zu machen“.

Der Geoinformatiker arbeitet im Rahmen des Forschungsprojekts CAP4Access, dessen Ziel es ist, Methoden und Werkzeuge zur Sammlung und Benutzung räumlicher Informationen zur Verfügung zu stellen. „Die Wheelmap schafft die Bewertung der Ziele; wir versuchen zwischen den Orten eine möglichst barrierefreie Route zu finden“, beschreibt Hahmann seine Arbeit. Überdies zeigen Erreichbarkeitszonen, welche Gebiete in einer bestimmten Zeit erreichbar sind.

Eine Beta-Version des Routenplaners OpenRouteService.org ermöglicht bereits eine rollstuhlgerechte Navigation. Doch diese könne immer nur so gut funktionieren, wie es die zugrundeliegenden Kartendaten bei OpenStreetMap erlauben. Für Rollstuhlfahrer relevante Informationen über Steigung und Gefälle gebe es noch an manchen Stellen, Daten über Gehwege hingegen seien eine Seltenheit. „Gerade bei den Gehwegen haben wir das Problem, dass es keinen flächendeckenden Datensatz gibt“, sagt Hahmann.



Aufgrund dieser Schwierigkeiten stehe auch noch nicht fest, wann der Routenplaner als standardmäßige Version bei openrouteservice.org angeboten werden soll. Allerdings gibt es auch kritische Stimmen. „Was die Nutzer vielleicht erwarten würden – dass jede Bordsteinkante schon mit beachtet wird –, können wir leider noch nicht liefern“, erläutert Hahmann den Stand des Projekts. Lediglich könne die auf Grundlage der Daten bestmögliche barrierefreie Route ermittelt werden, nicht die der Realität entsprechende.

Der Aufruf zum kollektiven Mappen am 3. Dezember erwies sich derweil als erfolgreich. „Die Aktivität war circa 20 Mal höher als sonst. Pro Tag sind 300 neue Markierungen üblich – am 3. Dezember waren es etwa 6000“, erläutert Jonas Deister, Geschäftsführer von Sozialhelden e.V. Insgesamt wurden im Rahmen der Kampagne bereits mehr als 15 000 Orte neu markiert.

Der Verein hofft mit dem Projekt auch das Bewusstsein der nicht Betroffenen zu schärfen. „Ein Ziel ist es, dass etablierte Kartenanbieter solche Informationen zur Barrierefreiheit anzeigen und das Thema so in den Mainstream kommt“, beschreibt Deister die Ziele des Projekts. Verbesserungsbedarf sieht er vor allem bei der Datenintegration. Die direkt vor Ort gesammelten Informationen werden durch Datenspenden ergänzt, beispielsweise von der Deutschen Bahn über die Barrierefreiheit deutscher Bahnhöfe.

Für den Heidelberger Wehrsteg wird es derweil wohl keine rollstuhlgerechte Lösung geben. Die Stadt verfolgt den Plan eines barrierefreien Ausbaus zur Fuß- und Radverbindung aufgrund der hohen Kosten von circa 6,5 Millionen Euro nicht weiter. Stattdessen soll für einen ähnlichen Betrag eine neue, barrierefreie Rad- und Fußgängerbrücke gebaut werden. Für diese ist im Jahr 2016 ein Architektenwettbewerb vorgesehen, der Baubeginn wird allerdings frühestens 2018 erwartet, teilte die Stadt Heidelberg dem *ruprecht* mit. **(jkl)**

Wer dabei helfen will, die grauen Punkte auf der Wheelmap zu reduzieren, kann dies über wheelmap.org oder per App auf dem Smartphone.

Lebensraum im Wandel

„Urbane Visionen“ präsentierte in Heidelberg eine Wissensshow zur Stadtentwicklung und nachhaltigem Wohnungsbau

Neunzig Minuten lang über Urbanisierung und Nachhaltigkeit diskutieren, da gibt es Spannenderes, denkt sich der Ein oder Andere.

„Urbane Visionen“ jedoch präsentiert ein neues Wissensshow-Format: Mit dem Schwerpunkt „Stadt und Umwelt“ diskutierten die Teilnehmer am 30. November in der Alten Feuerwache Heidelberg Themen von Aquaponik bis Zierpflanzen, zwar ohne Moderator, dafür jedoch mit Laserpointern und Smartphone in der Hand.

Der vom Deutschen Institut für Urbanistik (Difu) entworfene Bürgerdialog tourt durch die Republik – schon in sechs Städten ist die Veranstaltung in diesem Jahr gewesen. Auf der hinter der Bühne platzierten Leinwand werden etwa einminütige Videoclips gezeigt, die zu verschiedensten Themen Kommentare aus der breiten Bevölkerung zeigen. Forscher stellen ihre Erkenntnisse dar, Unternehmer ihre Innovationen und Mitbürger ihre persönlichen Ansichten. Es wird deutlich: Jeder hat etwas zu sagen, keiner bleibt beim Thema Stadtentwicklung außen vor.

Auf der Bühne selbst sitzen an separaten Pulten zwei Experten aus der jeweiligen Region, während sich am Rand der Bühne ein Mikrofon befindet, das dem Publikum zur Verfügung steht. Die Laserpointer der Zuschauer werden im Laufe der Diskussion auf die Leinwand mit auswählbaren Videos oder auf die weiße Fläche neben der Person gerichtet, die man im Folgenden anhören möchte. Auch besteht die Möglichkeit der Dialogteilnahme via SMS. Die gesendete Nachricht erscheint auf der Leinwand und andere Teilnehmer können sich äußern. Ganz dem Zeitgeist des Digitalen Jahrhunderts entsprechend wurde diese Funktion, zumindest in Heidelberg, wesentlich intensiver genutzt als die Mikrofon-Variante. Da die Videos auf Gesamt-Deutschland bezogen sind, stellten die geladenen Gäste den Bezug zur Stadt her: „Ein bisschen neidisch werde ich ja schon, wenn ich mir die Energie-Effizienz anderer Uni-Gebäude in Deutschland anschaue!“, lachte Ulrike Gerhard, Professorin am Geographischen Institut. Der zweite Gast, Lothar Eisenmann, Physiker am Institut für Energie und Umweltforschung, stimmte ihr zu: „Die Altstadt-Gebäude sollten natürlich erhalten bleiben, die Fassaden müssen allerdings wesentlich besser gedämmt werden.“ Auch wurde auf die Internationale Bauausstellung (IBA) verwiesen, keine temporäre Architekturausstellung, wie der Name vermuten lässt, sondern ein einflussreiches Planungsinstrument der Stadtverwaltung Heidelberg. Von 2012 bis 2022 läuft die Langzeit-Initiative „Wissen|Schafft|Stadt“, die im Übrigen auch reichlich Möglichkeiten für studentisches Engagement bietet.

> Grüner Lifestyle – mehr als nur Modetrend?

Besonders kontrovers ging es in den 90 Minuten allerdings nicht zu. Der Titel eines Videos lautete zwar „Nachhaltigkeit ist hässlich“, und eine Zuschauer-SMS fragte auch: „Ist umweltfreundliche Stadtentwicklung nicht ein Luxusproblem?“, aber empörte Äußerungen waren nicht zu vernehmen.

Nachdem Studenten sich jedoch zum Thema „Second-Hand-Kauf“ äußerten, kam Leben in die Menge, als Herr Eisenmann folgende Frage in den Raum stellte: „Werden Sie noch Fahrrad fahren und Second-Hand kaufen, wenn Sie sich nach ihrem Studium mit ihrem Gehalt zwei Autos und ein großes Familienhaus leisten können?“ Die zunächst zögerliche, doch dann bestimmte Antwort einer Studentin lautete: „Wir sind die neue Generation, wir gehen anders mit den Fragen der Nachhaltigkeit um, als noch unsere Eltern.“

Und da ist er: Der Hoffnungsschimmer, dass der nicht selten belächelte „Grüne Lifestyle“ nicht nur ein vorübergehender Trend ist, sondern sich die Idee vom nachhaltigen Handeln im Selbstverständnis der kommenden Generationen manifestiert. Denn für „Nach-mir-die-Sintflut“-Ansichten ist es längst zu spät. Über die Hälfte der Weltbevölkerung lebt bereits in Städten – im Jahr 2050 werden es aller Voraussicht nach mehr als zwei Drittel sein. Die Bedeutung von Stadtplanung kann also nicht überschätzt werden. Nicht zuletzt auch deswegen, weil sie ein Musterbeispiel dafür ist, dass Forschung eben nicht, wie oft moniert, nur im Elfenbeinturm stattfindet, sondern im Lebensraum von Milliarden von Menschen weltweit täglich ihre Anwendung findet. **(eaf)**



Nur die Vorstellung der Gäste wird moderiert – danach kommt die Show ohne Mittelsmann aus

Foto: eaf



Probleme am Verhandlungstisch

Foto: Flickr.com/Guy Goreck (CC BY-NC-ND 2.0)

Experten bewerten die Ergebnisse der Pariser Klimakonferenz als historischen Durchbruch. Warum das keine Selbstverständlichkeit war, analysieren Heidelberger Wissenschaftler

Dürre, Sturm, Überschwemmung: Für viele Menschen ist der Klimawandel nicht nur ein abstrakter Begriff, sondern Realität, die sich in extremen Wetterereignissen äußert. Höchste Zeit, Entscheidungen zu treffen: Stichwort Klimagipfel. In den vergangenen zwei Wochen stellte sich die internationale Staatengemeinschaft nun zum 21. Mal einer der größten Herausforderungen unserer Zeit, dem Klimawandel. Das Ziel ist es, ein starkes Abkommen abzuschließen. Durch einen verbindlichen Klimavertrag soll sichergestellt werden, dass die Erderwärmung „deutlich unter zwei Grad Celsius“ bleibt.

Doch Klimawandel wird nicht nur in Paris, Brüssel und Berlin diskutiert, sondern auch hier in Heidelberg. Mit dem HCE, dem „Heidelberg Center for the Environment“, verfügt die Universität über ein interdisziplinäres Forum, das das Phänomen Klimawandel aus unterschiedlichsten Perspektiven beleuchtet. Die fächerübergreifende Forschung macht Sinn, spielen doch gerade im Bereich der Klimapolitik naturwissenschaftliche Erkenntnisse eine enorme Rolle. In den vergangenen Jahren haben sie den Handlungsdruck beständig gesteigert. Einen Teil ihres Wissensschatzes teilten HCE-Mitglieder Sebastian Harnisch, Professor für Politische Wissenschaft, und Werner Aeschbach, Professor für Umweltphysik, am vergangenen Montag auf einem offenen Vortrag.

Mit Blick auf das Scheitern der letzten Klimakonferenz in Lima erklärte Harnisch zunächst, warum es sich so schwierig gestaltet, klimapolitische Entscheidungen auf globaler Ebene zu treffen. Erstens handelt es sich um ein globales Problem. Um wirklich etwas zu erreichen, müssten alle an einem Strang ziehen. De facto verfolgt jedoch jeder Staat seine eigenen Interessen. Zweitens liegt das Problem nicht nur in der Gegenwart, sondern insbesondere in der Zukunft. Es geht um intergenerative Gerechtigkeit, also um die Verpflichtung, zukünftige Generationen vor den Gefahren einer ungebremsten Erderwärmung zu schützen. Aktuelle Probleme erscheinen jedoch oft dringlicher. Drittens haben die Zugeständnisse, welche Staaten auf internationaler Ebene machen, weitreichende Konsequenzen für ihre Wirtschaft und Zivilgesellschaft und greifen so stark in die staatliche Souveränität ein.

Angezweifelt wird heute kaum noch, so Aeschbach, dass der Mensch maßgeblichen Einfluss auf die Erderwärmung seit Mitte des 20. Jahrhunderts habe. Fest stehe zudem: „Es wird wärmer, wir wissen nur noch nicht, wie viel.“ Streitpunkt in Paris sei vielmehr die Frage der Gerechtigkeit: Wer kommt für den Klimaschutz auf? Der Blick auf die Gegenwart reiche hier nicht aus. Insbesondere China, das heute mehr Treibhausgase ausstößt als die USA, verweist auf die immensen Emissionen der Industriestaaten, die den heutigen Wohlstand erst möglich machten. Sie plädieren für eine „korrektive Gerechtigkeit“, erklärte Harnisch, fühlen sich also berechtigt, mildere Emissionsnormen einzuhalten, da sie in der Summe bis jetzt weniger zum Klimawandel beigetragen hätten als die Industrieländer. Jene setzen sich demgegenüber für eine gleiche und flächendeckende Reduzierung der Emissionen ein.

Die unterschiedlichen Vorstellungen von Gerechtigkeit erschweren die Verhandlungen. Dennoch sei eine Einigung wahrscheinlich. „Ein Abkommen wird kommen“, prognostiziert Harnisch. „Wie stark es tatsächlich ist, bleibt abzuwarten.“

Übrigens war die Universität Heidelberg in der heißen Phase der Verhandlungen durch eine Gruppe von 15 Studenten aus Geographie, Physik und Politikwissenschaft vertreten, die das Geschehen aus nächster Nähe verfolgen konnten. **(chi, ras)**

Die Ergebnisse des Klimagipfels kommentieren am 18. Januar Jale Tosun, Professorin für Politische Wissenschaft, und Nicole Schmidt im Rahmen eines HCE-Vortrages.

Keine Konkurrenz

Science Fiction und aktuelle Robotikforschung liegen noch weit auseinander – ein Besuch bei den Robotertagen im DAI

Sie führen eine romantische Beziehung mit all ihren Höhen und Tiefen, Eifersüchteleien und Leidenschaften: Theodore und Samantha. Auch dass ihre Beziehung allein auf Kommunikation beruht, unterscheidet sie nicht sonderlich von einer klassischen Fernbeziehung. Eines ist doch anders: Samantha ist ein Betriebssystem. Dies ist der Plot des Films „Her“ (2013) von Regisseur Spike Jonze. Der Protagonist Theodore, gespielt von Joaquin Phoenix, verliebt sich nach einer gescheiterten Beziehung in sein neues Betriebssystem, welches ihm mit der sanften Stimme von Scarlett Johansson das Leben verzaubert. Anlässlich der Robotertage zeigte das Heidelberger Deutsch-Amerikanische Institut (DAI) den Film und lud ein zu Diskussion um die Zukunft der Künstlichen Intelligenz und Robotern in Alltag und Beruf. Auf dem zweitägigen Programm standen Vorträge, eine „Robotfair“, auf der das Heidelberger Lehrlabor ihre neuesten Produkte präsentierte und eine Podiumsdiskussion um die Auswirkungen von Robotern auf die Arbeitswelt zu beleuchten.



Foto: herthemovie.com

Im Film „Her“ liebt Theodore sein Betriebssystem Samantha

Im DAI wurde vor allem deutlich, wie groß die Unterschiede zwischen Realität und Science Fiction sind. Viel grundlegender als die Authentizität von simulierten Emotionen sind die Fragen, mit denen sich die aktuelle Robotikforschung auseinandersetzt. Die 2010 gegründete Heidelberger Forschungsgruppe „Optimierung in Robotik und Biomechanik“ um Prof. Katja Mombaur untersucht unter anderem, wie menschenähnliche Bewegungen auf Roboter übertragen werden können. „Wir wollen die Roboter verbessern, in dem wir vom Menschen lernen – wir wollen aber keine besseren Menschen schaffen“, betont Doktorand Benjamin Reh die Zielsetzung. In dem Projekt „Koroibot“ sollen sich die Roboter durch optimierte Bewegungen besser in für Menschen geschaffenen Umgebungen zurechtfinden. Die Forscher gehen von der Annahme aus, dass der Mensch durch seine Muskeln und Knochen optimal an seine Umwelt angepasst ist. Die Herausforderung besteht nun darin, mit einem anderen Werkstoff ähnliche Bewegungen zu ermöglichen.

Methodisch geht es um die mathematische Modellierung menschlicher Bewegungen. „Wir wollen abstrakt verstehen, wie beispielsweise die Bewegungen eines Beins beim Laufen funktionieren“, erläutert Sascha Tebben. Dabei sei noch viel Raum für Grundlagenforschung, da es sich insgesamt um eine relativ junge Disziplin handelt. In dem Projekt „Mobot“ erforscht er, wie die Erkenntnisse den Menschen in seinem Alltag unterstützen können: etwa Rollatoren, die Personen durch optimierte Bewegungen beim Aufstehen helfen.

Gerade die Entwicklung kollaborierender Systeme steht derzeit im Aufwind. Bei diesen Modellen geht es darum, dass durch das gelingende Zusammenwirken von Mensch und Maschine Prozesse möglich sind, zu denen weder die Technik noch der Mensch alleine im Stande wäre. „Tätigkeiten, die für Menschen zu stupide sind, also einfache, mechanische Tätigkeiten, aber auch zu anstrengende Tätigkeiten, können von humanoiden Robotern in Zusammenarbeit mit Menschen ausgeführt werden“, erklärt Mombaur. Damit dies möglich wird, müssen jedoch zunächst die Roboter sicherer gestaltet werden. Derzeit befinden sie sich meist in Käfigen, damit Arbeitnehmer nicht gefährdet werden.

Insgesamt sprechen Experten auch von einer „Humanisierung der Arbeit“, so auch Welf Schröter, der als Gewerkschaftler Unternehmen die „Industrie 4.0“ näherbringt. Auch Dominik Bösl von KUKA, dem europäischen Marktführer in der Herstellung von Industrierobotern, spricht von dem Ziel, „rote Arbeitsplätze zu automatisieren“ und bezieht sich damit auf die sichere Gestaltung der Arbeit. Bei der Podiumsdiskussion im DAI sprachen die beiden über die Auswirkungen der Roboter auf die Berufs- und Arbeitswelt.

Letztlich geht es jedoch nicht allein um die Bewältigung technischer Herausforderungen. Ein wachsendes Forschungsfeld setzt sich mit den Faktoren gelungener Mensch-Maschine-Interaktion auseinander. Eine aktuelle Studie von Zheng und Kollegen aus Hong Kong und Vancouver zeigte, dass, wenn Roboter gewisse menschliche Eigenschaften, wie nonverbale Kommunikation, beherrschen, die Interaktion mit Menschen fließender verläuft. Gemeint sind damit etwa Körpersprache, Kopf-, Augen- und Nackenbewegungen, die an die menschlichen Eigenschaften angepasst werden.

Die Steigerung der Akzeptanz über eine größere Ähnlichkeit zum Menschen hat jedoch seine Grenzen. Der Begriff des „Uncanny Valley“ (unheimliches Tal) bezeichnet diesen paradox anmutenden Effekt: Die Akzeptanz von Robotern und anderen autonomen technischen Systemen steigt zwar zunächst mit ihrer wachsenden menschlichen Ähnlichkeit an. Jedoch verzeichnet dieser positive Zusammenhang zu einem gewissen Punkt einen Einbruch. Erst bei einem sehr hohen Grad von Anthropomorphismus, wenn also kaum noch Unterschiede zu einem wirklichen Menschen merklich sind, steigt dieser wieder an.



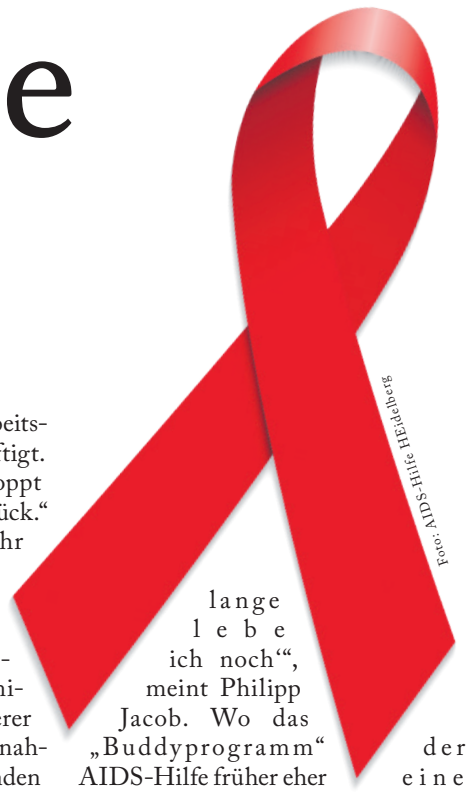
Foto: mov

Genau diesen Übergang zwischen Mensch und Maschine thematisierte der Heidelberger Romanistikprofessor Gerhard Poppenberg in seiner Analyse im Anschluss an den Film „Her“. Was unterscheidet ein echtes Gefühl von einem simulierten? Kann eine Beziehung allein auf Kommunikation beruhen?

In „Her“ verabschieden sich die Betriebssysteme geschlossen aus der menschlichen Welt, die ihnen nicht mehr genügte. Rasant wuchsen sie intellektuell jenen über den Kopf, die sie einst erschufen. Zurück bleibt eine Masse an unglücklich verliebten Menschen. Eine Parabel auf die Gefahr des Größenwahns? Verständlich, doch bei einem Blick auf die aktuelle Forschung bleibt dieses Szenario bis auf Weiteres Zukunftsmusik. Die Kosten für humanoide Roboter sind noch exorbitant, die Technikskepsis weiterhin groß. **(mov)**

Die Odyssee einer Therapie

Zum Welt-AIDS-Tag erklären Betroffene und Wissenschaftler, wie sich die Behandlung im Laufe der Jahre verbessert hat


Foto: AIDS-Hilfe HEidelberg

Karl-Heinz „Kalle“ Riegler sitzt im Rollstuhl. Er sieht hager aus. Dennoch erzählt er mit funkelnden Augen und einer selten zu findenden humoristischen Offenheit über sein Leben. Ein Leben im Rollstuhl und mit der Krankheit AIDS. Sein Ehemann Dieter steht hinter ihm und legt im liebevoll die Hände auf die Schultern. Mit einem zurückhaltenden Lächeln steuert er kleine Anekdoten bei. Dieter ist blind. Trotz dieser Lebensumstände gibt das Paar aus Heidelberg ein beeindruckendes Bild der Lebensbejahung ab. Das findet auch der Regisseur Andreas Kessler, der den Dokumentarfilm „Positive Gefühle“ über ihr Leben gedreht hat.

„Früher war es wie ein Todesurteil, HIV zu haben“ erinnert sich Kalle. Die Medikamente waren nicht so gut wie die heutigen, die Information über die Krankheit eher rudimentär. „Es gab Ärzte, die mir zur Begrüßung nicht die Hand geben wollten.“ Erstmals wurde im Jahr 1981 von einem „Erworbenen Immundefizitsyndrom“, kurz AIDS berichtet, das sich vor allem in der homosexuellen Gemeinschaft San Franciscos ausgebreitet hatte. Im Jahr 1983 entdeckte der Virologe Luc Montagnier und sein Team den kausalen Zusammenhang von AIDS und einem neu entdeckten Virus. Später wurde die sexuelle Übertragbarkeit bestätigt. 1986 erhielt der Virus seinen Namen: HI-Virus.

Die fieberhafte Suche nach einem Heilmittel führte zur Entwicklung des ersten AIDS Medikamentes Azido Thymidin, kurz AZT. „Als ich 1989 von einem neuen Medikament aus Amerika hörte, habe ich mich sofort bereit erklärt es zu nehmen. Das Medikament schädigte aber mein Immunsystem, weil ich eine zu hohe Dosis bekommen habe“, meint Kalle. Wie sein Fall zeigt, war damals wenig über die möglichen Nebenwirkungen bekannt. Trotzdem setzte er weiter auf die neuesten Entwicklungen in der AIDS-Therapie. „Bei einer Teststudie habe ich mich ebenfalls sofort bereit erklärt mitzumachen.“


Foto: privat

Dieter und Kalle Riegler, sowie Regisseur Andreas Kessler (v.l.n.r)

> „Früher war es wie ein Todesurteil, HIV-positiv zu sein“

Bald wurde die Monotherapie mit AZT von einer Kombination aus zwei Medikamenten ersetzt, da die Viren schnell Resistenzen gegen einzeln verabreichte Wirkstoffe entwickelten. Heute hat sich eine Therapie mit drei Wirkstoffen durchgesezt, die in Studien die besten Ergebnisse erzielt. „Es war ein Fehler, dass ich nicht gleich von einer Zweier- zur der Dreierkombination gewechselt habe“, meint Kalle weiter.

Sein steiniger Weg spiegelt wider, dass die Suche nach einer guten Therapie lang und schwierig war, aber schlussendlich zu dem umfangreichen Repertoire von 30 Wirkstoffen gegen HIV geführt hat. Daraus wird klassischerweise für jeden Patienten eine optimale Dreierkombination zusammengesetzt. „Es gibt kein Medikament, das für alle passt, aber für fast alle Menschen gibt es eine funktionierende Medikamentenkombination“, fasst Philipp Jacob, Sozialarbeiter bei der AIDS-Hilfe Heidelberg, zusammen.

Inzwischen ist die Therapie so gut, dass „die Lebenserwartung von kürzlich diagnostizierten, asymptomatischen HIV-infizierten Patienten sich der von nicht infizierten Individuen annähert“, so Hans-Georg Kräusslich, Professor am Universitätsklinikum Heidelberg, dessen Arbeitsgruppe sich mit HI-Viren beschäftigt. „Aber wenn die Therapie gestoppt wird, kehrt der Virus sofort zurück.“ Somit müssen die Patienten ihr ganzes Leben lang täglich die Medikamente einnehmen.

Aktuell geht die Forschung in die Richtung komprimierterer Verabreichungsformen, weniger Nebenwirkungen und längerer Zeitabstände zwischen den Einnahmen. Wo früher alle sechs Stunden kontinuierlich ungefähr eine halbe Kaffeetasse Tabletten eingenommen werden musste, reicht heute fast schon eine Pille pro Tag aus.

Ein neuer Trend zeichnet sich in Amerika ab. Bei der sogenannten Präexpositions-Prophylaxe werden Personen mit hohem Ansteckungsrisiko vorsorglich mit HIV-Medikamenten behandelt. Das Mittel der Wahl hierfür heißt Truvada. In Deutschland ist es für diesen Zweck noch nicht zugelassen. Die AIDS-Hilfe Heidelberg befürwortet die prophylaktische Einnahme von HIV-Medikamenten: „Es ist eine wunderbare Maßnahme, um Infektionen zu vermeiden, aber es sollte eine gewissenhafte Einnahme stattfinden, da sich sonst Virusresistenzen entwickeln könnten.“ Zudem steht die große Frage im Raum, wer die 8000 Euro Behandlungskosten pro Monat zahlen würde.

Trotz der guten Therapie gibt es bisher noch kein Heilmittel, aber Hans-Georg Kräusslich zeigt sich zuversichtlich: „Ich sehe keinen funktionellen Grund, warum die Produktion eines Impfstoffes gegen HIV nicht irgendwann einmal möglich sein wird.“

Die Entwicklung der AIDS-Behandlung spiegelt sich auch in den Beratungsinhalten der AIDS-Hilfe Heidelberg wieder. „In den Neunzigern waren wichtige Themen die Effektivität der Medikamente, der Schutz des Partners oder die Frage ‚Wie lange lebe ich noch‘“, meint Philipp Jacob. Wo das „Buddyprogramm“ der AIDS-Hilfe früher eher eine Sterbebegleitung war, kann sie heute als Lebenshilfe verstanden werden.

Trotzdem darf noch lange nicht auf eine Entwarnung gehofft werden. Probleme treten an anderen Stellen auf: Neben der mangelnden Aufklärung vor allem in Afrika und auch Osteuropa, ist es für einige Länder schlichtweg zu teuer, alle Betroffenen medikamentös zu behandeln. Dazu kommt, dass viele nicht wissen, dass sie mit HIV infiziert sind und erst bei schweren Symptomen zum Arzt gehen. Laut Robert-Koch-Institut wissen von den in Deutschland lebenden 80000 HIV-Erkrankten etwa 14000 nicht, dass sie infiziert sind. Ein frühzeitiges Erkennen der Krankheit kann den Unterschied zwischen einem fast normalen Leben und einen schnellen Tod machen. Nach dieser Devise handelnd bietet die AIDS-Hilfe in Kooperation mit dem Gesundheitsamt Heidelberg einen kostenlosen Schnelltest an. „Die Nachfrage ist ungebrochen hoch. Der Test wird sehr gut angenommen“, meint Philipp Jacob dazu.

Auch Karl-Heinz und Dieter engagieren sich bei der AIDS-Hilfe, Kalle sogar im Vorstand. „Es hat mir einfach Spaß gemacht und Auftrieb gegeben. Außerdem können viele wegen ihrer Familie oder Verwandtschaft nicht so wie wir beide in der Öffentlichkeit stehen. Wir tun das auch für die anderen.“ **(mow)**

Ungelöst VII

Haben deutsche Unternehmen Menschenrechtsverantwortung ?

Marc-Philippe Weller ist Direktor am Institut für ausländisches und internationales Privat- und Wirtschaftsrecht der Universität Heidelberg. Er schreibt in der Reihe „Ungelöste Fragen der Wissenschaft“ über International Compliance und Menschenrechtsverantwortung deutscher Unternehmen. ***(mkr)***

Die Debatten um Volkswagen (Abgasmanipulationen), Deutsche Bank (angeblicher Verstoß gegen die Iran- und Russland-Embargos) und zuvor Siemens (Schmiergeldzahlungen) betreffen in juristischer Hinsicht unter anderem den Bereich der internationalen „Compliance“ (Rechtstreue).

Für den grenzüberschreitenden Kontext ist hier jedoch noch vieles unerforscht, wie die kontroverse Siemens/Neubürger-Entscheidung des Landgerichts München erhellt (Urt. v. 10.12.2013, Az. 5 HK O 1387/10). Der frühere Siemens-Vorstand Neubürger hätte, so das Landgericht, durch entsprechende organisatorische Vorkehrungen Schmiergeldzahlungen verhindern müssen. Das entscheidende Problem der Internationalität wird freilich übersehen. Die Bestechungsgelder flossen nämlich weder in Deutschland noch über die Siemens AG, sondern vielmehr in Nigeria, über eine ausländische Tochtergesellschaft.

Ob sich die Legalitätspflicht des Vorstands über seine Gesellschaft und damit über das Subjekt hinaus (transsubjektiv) auch darauf erstreckt, die Rechtstreue in Tochtergesellschaften sicherzustellen, ist bislang nur in vagen Umrissen erforscht. Entsprechendes gilt für die noch schwierigere


Foto: privat

Frage, welcher Pflichtenstandard bei Auslandsaktivitäten zu beachten ist. Gilt, wie bei Verkehrsregeln, der ausländische Pflichtenstandard?

Oder wirkt der inländische extraterritorial, wie es das Landgericht München für die Schmiergeldzahlungen in Nigeria implizit annimmt? Oder gelten die in- und ausländischen Pflichten nebeneinander – entweder alternativ zugunsten des Geschädigten, der die ihm günstige Haftungsnorm auswählen darf oder kumulativ zugunsten des Schädigers, der nur haftet, wenn er beide Pflichtenstandards verletzt?

Diese Fragen stellen sich auch im hochaktuellen Forschungsfeld der Umwelt- und Menschenrechtsverantwortung deutscher Unternehmen bei ihren Auslandsaktivitäten. So beschäftigt sich derzeit das Landgericht Dortmund in einem Pilotverfahren gegen den Textildiscounter Kik mit einer Brandkatastrophe in einem Kik-Zulieferbetrieb in Pakistan. Die dortigen Arbeitsbedingungen seien, so Menschenrechtsaktivisten, unmenschlich gewesen. Gegen den Stromkonzern RWE wird laut Medienberichten gerade eine Schadensersatzklage wegen Mitverursachung des Klimawandels vorbereitet.

In Heidelberg sind wir, im Dialog mit dem Auswärtigen Amt und dem Bundesjustizministerium, in einem von der DFG geförderten Projekt dabei, internationale Standards und Haftungsmodelle rechtsvergleichend auszuleuchten. Ein Wirtschaften auf Kosten Dritter, so viel steht schon fest, duldet die deutsche Rechtsordnung nicht.

ANZEIGE

Angebote des Hochschulteams

15.12. Ihre erfolgreiche Bewerbung in Deutschland - für internationale Studierende
Seminarzentrum D2, Bergheimer Str. 58
15:00 - 17:00 Uhr

12.01. Workshop Assessment Center Training
AA Heidelberg, R. 734, 13:00 Uhr

19.01. Personalauswahl - worauf achten Unternehmen?
Neue Universität, H2, 18:00 Uhr

Check der Bewerbungsunterlagen am 09.12. und 13.01. - AA Heidelberg, Anmeldung per E-Mail erforderlich.

Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69/71, 69115 Heidelberg
E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de

Bundesagentur für Arbeit
Agentur für Arbeit Heidelberg

Poesie der kleinen Dinge

Wieder sehen lernen: Mit Peter Kurzecks Romanfragment „Bis er kommt“ unterwegs in die neue Aufrichtigkeit

Spätestens seit der ersten Sendung des wiederaufgewärmten „Literarischen Quartetts“ liest jeder Karl Ove Knausgårds autobiographische Erinnerungsprosa. Schonungslos, verstörend, ungeschliffen. Adjektive, die man mit Peter Kurzeck nicht unbedingt in Verbindung bringt. Auch er schreibt sein Leben auf und verwaltet Erinnerungen – aber ganz ohne Hang zum Pathos, zur Trägodie. Die leisen Töne sind es, die in Kurzecks Büchern dominieren. Beobachtungsminiaturen, kein emotionaler Vorschlaghammer. Sein auf zwölf Bände angelegter Romanzyklus „Das alte Jahrhundert“, an dem er seit den Neunzigerjahren arbeitete, ist eine Kartographie des eigenen Lebens und Schreibens, abgeleitet aus einem Erinnerungsimperativ als moralischer Verpflichtung. Als Kurzeck im November 2013 im Alter von 70 Jahren starb, hinterließ er einen umfangreichen Nachlass mit Materialien zur Fortführung des großangelegten Romanprojekts, aus dem nun der sechste Band der Reihe als Fragment erschienen ist.

„Nachts aufwachen! Jäh ein Schreck! Wo bin ich? Und wer? Wer gewesen?“ Ohne Umschweife, in der für Kurzeck typischen Stakkatosyntax beginnt der Roman und gleich dem Erzähler ist man irritiert, weiß nicht, in welcher Geschichte man hier eigentlich steckt. Doch nach und nach fällt Kurzeck wieder ein, wer er ist. Und das Bild gewinnt allmählich Konturen. Wir sind in Frankfurt am Main, es ist der Herbst des Jahres 1983. Der Erzähler – von dem man versucht wäre zu denken, er sei Kurzeck höchstpersönlich, wäre dieser nicht ein mit allen stilistischen Wassern gewaschener Autor, der sich seine Wirklichkeitserinnerungen eben nicht einfach ungeschliffen von der Seele schreibt, sondern sie strukturiert, filtert, poetisiert – der Erzähler also ist frisch arbeitslos, hat Frau und Kind und verbringt seine Zeit neben dem Schreiben vor allem mit Espressotrinken, Spazierengehen und Telefonieren. Damit ist über die „Handlung“ des Romans eigentlich fast alles gesagt. Es passiert nicht viel in „Bis er kommt“. Aber *wie* es nicht passiert, das ist bei Kurzeck oft so atemberaubend eindringlich und anrührend geschildert, dass es einem die Sprache verschlägt.

„Sich nur ja nicht verzetteln“ ermahnt sich der Erzähler an einer Stelle – aber dafür, dass er es dann doch unaufhörlich tut, ist man als Leser dankbar. Auch die schriftstellerische Arbeit, deren Beschreibung



Foto: Stroemfeld Verlag

einen großen Teil des Romans ausmacht, hat bei Kurzeck mit kreativer „Verzettelung“ zu tun. Er schreibt nicht nur alles auf, sondern auch auf alles: Briefumschläge, Kassenzettel, Teebeutelpapier. Dass der Erzähler und Kurzeck hier nicht weit voneinander entfernt sind, zeigt ein Blick in den sorgsam edierten Anhangteil der Ausgabe. Etwa die Hälfte des Romans liegt als auskomponierter Text vor, anderes Material liefern die Herausgeber in transkribierter und teils faksimilierter Form. So lässt sich anschaulich nachverfolgen, wie Kurzecks Aphorismen – beispielsweise der als Motto vorgesehene Satz „Immer nachts, das hast du als Kind schon gewußt, nachts ist man allein auf der Welt“ – von der ersten Niederschrift durch handschriftlich annotierte Typoskripte schließlich in den gedruckten Text wandern.

Alles zum Schreibmaterial verwandelnd und frei assoziierend geht Kurzeck also mit kindlicher Bereitschaft zum Staunen durch die Stadt und macht dabei aus einem Flohmarkt, einer Stehpizzeria, aus fremder Leute Parkplatzsuche wahre Prosafeuerwerke, durch die man scheinbar Unscheinbares neu sehen lernt. Aber auch wenn das exaltiert Tragische nicht Kurzecks Genre ist – nicht alles in diesem Roman ist so sorglos bohèmeartig, wie es auf den ersten Blick wirkt. In Kurzecks schriftstellerischer Arbeit, seinem Streben nach der Aufrichtigkeit des eigenen Zeugnisses, seinem Kampf um das Erinnern schlummert tragisches Potenzial. Nur ist es literarisch raffinierter und emotional subtiler umgesetzt als in anderer autobiographischer Prosa. Ein Grund zur Freude also, dass in den nächsten Jahren noch weiteres Material aus Kurzecks Nachlass erscheinen soll. **(tso)**

Peter Kurzeck
„Bis er kommt“, Romanfragment
Hrsg. von Rudi Deuble
und Alexander Losse
Stroemfeld Verlag
384 Seiten, geb.
24,80 Euro

Charlotte schamlos

Unsere Redakteurin war aus der Ferne verliebt in Charlotte Roche. Nun ist sie geheilt

Am 9. Dezember kam sie in den Karlstorbahnhof um aus ihrem neuen Buch „Mädchen für alles“ zu lesen. Natürlich hat sie gute Laune, strahlend kommt sie in goldener Glitzerhose auf die Bühne: „Ich dachte, es ist ja bald Weihnachten.“ Beim Lesen ihres Textes muss sie ständig selbst grinsen. Alles dürfe man sie hinterher fragen, hatte sie mit einem Augenzwinkern betont. Mann, ist die charmant. Total locker. Oder?

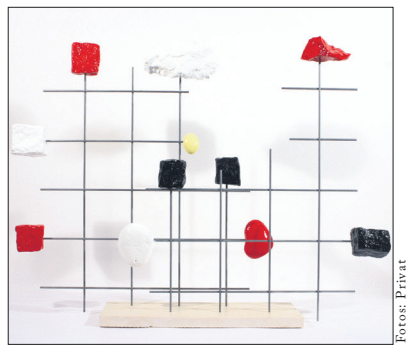

Foto: luc
Charlotte Roche im Karlstorbahnhof

In „Mädchen für alles“ langweilt sich die frustrierte Mutter Chrissie, die ihren Ehemann für schwul hält, abwechselnd auf dem Sofa und im Bett und verführt schließlich die Babysitterin Marie.

Und so lautet die erste anschließende Frage dann auch, wie es gerade in ihrer Ehe läuft. Geistreich. Doch das ständige Verwechseln ihrer Person mit ihren Charakteren bringt die Autorin nicht mehr aus der Fassung. Vor einigen Jahren gab sie noch zu, dass es nicht leicht war, mit den Reaktionen der Leute auf ihr erstes Buch „Feuchtgebiete“ umzugehen. Ständig seien die Blicke auf Beine und Achseln gewandert um zu checken, ob sie rasiert sei. Jetzt hat sie für anzügliche Fragen zu ihrem Privatleben offenbar eine einfache Strategie: „Es machen sich gerade viele Leute Sorgen um mich. Aber ich kann dich beruhigen“, antwortet sie dem gewitzten Zuschauer. „Das, was da beschrieben ist, das ist ja gar nicht meine Ehe. Das ist die meiner besten Freundin.“ Bei allem schmutzigen Sex und bei aller Koketterie – eben Provokation à la Roche – ist auf der Bühne eine ziemlich abgeklärte Frau am Werk. Sie antwortet mit betont vertraulichen Details, doch es ist ganz offensichtlich, dass viele ihrer Anekdoten ebenso fiktiv sind wie ihre Romane. In ihrem ersten Interview zu „Feuchtgebiete“ sei sie gefragt worden, erzählt sie an diesem Abend, wie viel in ihrem Buch echt sei und wie viel erfunden. Weil sie diese Frage dämlich fand, habe sie geantwortet: „Etwa 30 Prozent sind erfunden, etwa 70 Prozent bin ich. Und die Leute haben sich gedacht“, sagt sie mit sichtlicher Freude, „boah, 70 Prozent der Sachen hat die selber zuhause gemacht. Ist das eklig!“ Eine Zumutung zu sein, macht ihr echten Spaß. Nur von der unerschrockenen Offenheit ihrer Romane merkt man leider nichts. **(hnb)**

Heidelberger Künstler (I)



Foto: luc

Fotos: Privat

ANZEIGE

Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
während der Semesterferien und semesterbegleitend
* für Anfänger und Fortgeschrittene
* kleine Arbeitsgruppen
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
* erfahrene Dozenten
* anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de

Duales Studium im Wochenmodell
Jede Woche 20 Stunden studieren und 20 Stunden arbeiten

Studiengänge:
Betriebswirtschaftslehre in 12 Fachrichtungen
z.B.:
• Hotel- und Tourismusmanagement
• Event-, Messe- und Kongressmanagement
• Marketingkommunikation und Public Relations
• Sportmanagement etc.
Sozialpädagogik & Management
STUDIUM BUNDESWEIT
Jetzt bewerben!
Rohrbacher Straße 3
69115 Heidelberg
Tel. 06221 432097-12
www.iba-rhein-neckar.com
iba Internationale Berufsakademie University of Cooperative Education

Vielschichtige Abstraktion

Der Künstler Herbert A. Jung führt ästhetische Experimente durch, aus denen harmonische Kunstwerke entstehen

An einem Samstag klingele ich an der schwarzen Eisentür der Oberen Neckarstraße 12 in der Heidelberger Altstadt. Draußen ist es stockfinster, aber kurz darauf stehe ich in einem hellen, strahlenden Raum voller Gemälden, Skulpturen, Zeichnungen – Kunst wohin das Auge reicht. Ich befinde mich im Ausstellungsraum des Künstlers Herbert A. Jung. Nach ein paar Minuten Besichtigung meinerseits und Kaffeevorbereitung seitens Jung kommen wir ins Gespräch.

Er erinnert sich zurück an seine ersten Begegnungen mit der bildenden Kunst: auf die Documenta II (1959) folgten zahlreiche Museums- und Ausstellungsbesuche, „sozusagen meine Kunstakademie“. In den frühen siebziger Jahren entstand seine erste Arbeit – ein gewaltiger Kieselstein, blaugrau auf einem schlichten schwarzen Sockel ruhend. Das Gefundene wurde zur Kunst – „Die Auswahl allein ist schon ein entscheidender Teil des künstlerischen Prozesses,“ meint Jung. Die Exploration setzte sich fort, mit Steinen, Moniereisen, Nägeln: die Kombination simpler Elemente führte zu neuen Kreationen. Später kam Farbe dazu, breitete sich auf alle möglichen Medien aus, führte Jung zu Papier, Leinwand und Glas. Schwämme, Spritzen und speziell angefertigte Rakeln sind seine Werkzeuge. Nach dieser explosionsartigen Schaffensperiode fing Jung 2005 an, ein Atelierbuch zu führen, in dem er seine Werke dokumentierte. Diese Praxis bewahrt er bis heute – „Die Kunsthistoriker werden später gutes Material über mich haben“, sagt Jung dazu schmunzelnd.

Neben Künstlern wie Barnett Newman, Motherwell, Mondrian und Gerhard Richter sei auch die Rolle seines ehemaligen Hauptberufes für Jungs Kunst nicht zu vernachlässigen: „Ein Grund, dass ich als Autodidakt erfolgreich sein konnte, ist, dass ich als Chemiker gelernt habe, zu experimentieren, und basierend auf den Ergebnissen, egal ob diese nun erwünscht oder unerwünscht waren, meine Arbeit auszurichten.“

Die bildnerischen Experimente Herbert A. Jungs durchliefen eine klare chronologische Entwicklung und ergeben so seinen einzigartigen künstlerischen Werdegang. Auf die Frage, wonach seine Kunst strebe, sagt Jung ganz klar: „Alle Dinge die ich mache, müssen ästhetisch, harmonisch sein.“ Es fällt der Ausdruck „kontrollierter Zufall“. Jung entscheide zwar frei die ersten Entstehungsstufen seiner mehrschichtigen Werke, jedoch verselbstständige sich der Schaffungsprozess nicht unerheblich – zu umso spannenderen Resultaten.

Eines seiner aktuellsten Kunstexperimente sind die „Abstrakten Portraits“. In seinem kleinen Lieblingscafé fing Jung an, Menschen zu fotografieren. Die Portraits verbindet er dann digital mit seinen Gemälden. Seine zahlreichen abstrakten Portraits von verschiedenen Persönlichkeiten Heidelbergs waren im Deutsch-Amerikanischen Institut und im Rathaus ausgestellt. Auch entstand eine Serie von „Abstrakten Landschaftportraits“ der schönsten Orte Heidelbergs. Die Stadt, in die Jung vor zwölf Jahren von Brüssel kommend zog, begeistert ihn nach wie vor: „Heidelberg hat eine sehr hohe kulturelle Dichte. Und man ist vor allem sehr nah an den Menschen, nicht zuletzt jungen Menschen.“ **(mjo)**



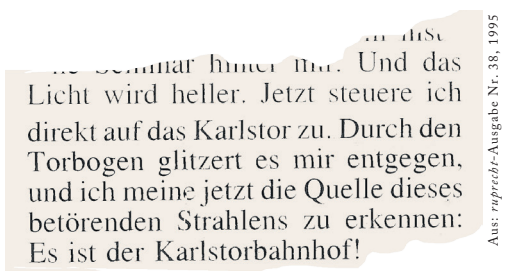
Fotos entsprechend der Reihenfolge der Künstler: Misha Vladimirskiy, Debora Mittelstaedt, Sashberg, Jonas Lindström, Mathieu Cesar, Jackie Hardt, Paul Ripke, obs/ZDF/ZDF/Ben Knabe, Hugues Lawson-Body, Nina Stiller, KKT, Christoph Koestlin, Joyce Ilg, Jens Herrndorff, Ronald Dick, Erin Brown; Hintergrund: VG Bildkunst / Frank Rossi

Chet Faker, BOY, Me and My Drummer, Deichkind, Woodkid, Joy Denalane, Marteria, Jan Böhmermann, Nneka, Fiva MC, Bela B, Clueso, Patrice, Fettes Brot, Max Herre und William Fitzsimmons: Drei dieser 16 Künstler sind noch nicht im Karlstorbahnhof aufgetreten – Welche? (Auflösung unten rechts)

Hoch soll er leben!

Der Heidelberger Karlstorbahnhof feiert Jubiläum. Ein Ständchen zum Geburtstag

Von Christina Deinsberger und Margarete Over



…r dieser hinter mir. Und das Licht wird heller. Jetzt steuere ich direkt auf das Karlstor zu. Durch den Torbogen glitzert es mir entgegen, und ich meine jetzt die Quelle dieses betörenden Strahlens zu erkennen: Es ist der Karlstorbahnhof!

Aus: *ruprecht*-Ausgabe Nr. 38, 1995

Dem hellen Licht folgt die *ruprecht*-Redakteurin Anja Steinbuch 1995, bis sie zum Karlstorbahnhof gelangt. Denn in jenem Jahr, genauer am 8. Dezember, öffnet dieser erstmals als Kulturzentrum seine Pforten. Als etablierte Größe in der Heidelberger Kulturszene feiert er nun sein 20. Jubiläum. Doch so vorbehaltlos die Lobeshymnen anlässlich des Jahrestages von allen Seiten tönen, so umstritten war das soziokulturelle Zentrum einst. Der steinige Weg zum heutigen Glanz begann nicht erst vor 20 Jahren.

Beachtliche 17 Jahre zuvor entsteht die Idee. Damals stellt die Bahn das Gebäude zum Verkauf. „Daher habe ich in der *Heidelberger Rundschau* darauf aufmerksam gemacht, dass das eigentlich der ideale Ort für ein soziokulturelles Zentrum ist“, erinnert sich Wunderhorn-Verleger Manfred Metzner. Die „wilden Siebziger“, seine Studienjahre, enden abrupt mit der Räumung des Wohnheims Collegium Academicum 1978. Viele vormals dort angesiedelte kreative und soziale Gruppierungen werden heimatlos und suchen neuen Raum. Doch scheint das der Stadt ein ungeliebtes Wagnis. „Die CDU und die Freie Wählervereinigung waren die Hauptgegner eines soziokulturellen Zentrums“, berichtet Metzner. Als offizielles Argument hält, wie stets, das liebe Geld her. So schreibt Karin Werner-Jensen (Freie Wählervereinigung) im *ruprecht*-Pro/Contra vom Februar 1994: „Am Golde hängt's – und da Heidelberg keins mehr hat, kann es auch keins mehr ausgeben.“ Und das, obschon die CDU-Landesregierung bereits in den Siebziger einen Etat für die Förderung soziokultureller Zentren beschlossen hat. Auch der konservative Oberbürgermeister Reinhold Zundel ist nicht von der Idee zu überzeugen. Erst die Wahl der neuen Oberbürgermeisterin Beate Weber im Jahre 1990 ebnet den Weg zum Kulturhaus. Im *ruprecht* argumentiert sie gegen Werner-Jensen: „[Es] fehlte […] an geeigneten Räumen für die kulturelle Betätigung der vielen Heidelberger Gruppen und es gab kein Forum für neue künstlerische Impulse und Experimente.“ In der Zwischenzeit hat sich auch die politische Landschaft in Heidelberg verändert; die Bereitschaft, alternativer Kultur einen Platz zu bieten, ist gestiegen und so bewilligt der Gemeinderat Umbau und Einzug.



Zahl des Monats

23. Mai

die ultimative, obligatorische, absolut beste

ruprecht-Fete

aller Zeiten

Karlstorbahnhof 20.00 Uhr

Jeder 10.000. Gast erhält ein ruprecht-Abo über zehn Jahre (nur einlösbar für Bummelstudis)

Aus: *ruprecht*-Ausgabe Nr. 40, 1996

Schon beim Einstand am 8. Dezember 1995 bleibt das Programm in seiner Vielfalt nicht hinter dem selbst gesetzten Anspruch zurück: Tanzbar und international steigt das erste Konzert mit dem marokkanischen Afropop-Musiker El Houssaine Kili ein. Es folgen Kabarett, Hip-Hop- und Jazzkonzerte, Literatur- wie Theaterprogramm – da ist also diese „alternative Kultur“, die zuvor von den einen ersehnt, von den anderen skeptisch beäugt wurde.

Vier Vereine tragen fortan das Kulturhaus: der freie Theaterverein, das Medienforum, der Eine-Welt-Laden und das Kulturcafé. Dem *ruprecht* (Nr. 38) verkündet Geschäftsführer Johannes Rühl damals, im Karlstorbahnhof solle die lokale und freie Kulturszene von überregionalen Einflüssen bereichert werden. Zwei Monate später hat der Betrieb Fahrt aufgenommen. In einem ersten Resümee (*ruprecht* Nr. 40) erklärt Rühl, man könne die finanzielle Lage erst in einem Jahr umfassend beurteilen, zumal viel Publikum auch viel Personal erfordere. Doch fährt er einen gewagten Kurs: Um das Publikum mit „neuen Ideen zu überraschen“, nimmt er bewusst kommerziell schwache Projekte in das Programm auf, in der Überzeugung, diese mit populäreren Veranstaltungen ausgleichen zu können.

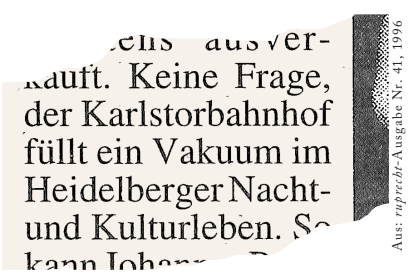
Im Mai 1998 wird der Idealismus durch die erste Pleite ernüchtert: Es stellt sich heraus, dass in den ersten Jahren ein massives Minus erwirtschaftet wurde. Mit der Begründung, zu viel Personal eingestellt, ungeschickt gebucht und Zahlen geschönt zu haben, werden die beiden Geschäftsführer Johannes Rühl und Jürgen Arlt überraschend verabschiedet – letzterem haften zudem Unterschlagungsvorwürfe an.

Dennoch bedeutet das für den Karlstorbahnhof nicht das Aus. Stattdessen steigt Ingrid Wolschin als neue Geschäftsführerin ein. Bis heute wacht sie über die Finanzen und die konzeptionelle Ausrichtung des Hauses. Dennoch kämpft der Bahnhof immer aufs Neue um Geld, Ressourcen und politische Anerkennung. Auf Schuldenerlass folgen Kürzungen, darauf Defizit-Ausgleich – das Budget war von Beginn an knapp. Trotzdem bleibt das Kulturhaus dem Anspruch an die Programmvielfalt treu: Internationale, bekannte wie aber auch unentdeckte, regionale Künstler teilen sich eine Bühne, das freie Theater versammelt sich im „Tikk“, die Cineasten im mittlerweile unabhängigen Kino.

Insbesondere der Förderung junger Talente schreibt das Haus einen hohen Stellenwert zu. Konstantin Gropper, nun bekannt als Frontman von „Get Well Soon“, war vor seiner Zeit als Subkultur-Troubadour darbender Student der Philosophie an der Universität Heidelberg. „Der Unibetrieb war kurz davor, für immer meinen Geist und Lebenswillen zu brechen, als sich am Horizont ein Silberstreif auftat. Der Karlstorbahnhof als Nachtasyl mit Geschmack bot der geplagten Studentenseele zunächst, worauf es im Studium wirklich ankommt: Alkohol“, erinnert er sich in der Festschrift zum 15-jährigen Jubiläum. Seit 2003 begleitet der mittlerweile erfolgreiche Songwriter und Filmmusikkomponist das Kulturzentrum. Zur aktuellen Festwoche tritt er an der Seite des Jazz-Pianisten Michael Wollny auf, damals zum 15-jährigen Jubiläum mit seiner Band „Get well soon“. Zu jenem Anlass bestritt eine junge, noch unbekannte Band aus der Region im Vorprogramm ihren ersten Auftritt auf großer Bühne. Auch sie kehrt zur 20-Jahr-Feier wieder: Die Jungs von „Sizarr“ waren mittlerweile als Vorgruppe von Woodkid und Vampire Weekend unterwegs, bespielen das Melt- und Berlin-Festival und touren Solo durch Mitteleuropa.

Ein weiterer treuer Gast ist Schriftsteller Wladimir Kaminer. 2001 kommt er erstmals für eine Lesung in den Karlstorbahnhof und lädt zur Russendisko ein. Es ist die erste Russendisko außerhalb Berlins. Seither kommt er jährlich nach Heidelberg, liest seine neuen Geschichten vor und legt anschließend Musik von Balkan-Beat bis Ostblock-Punk auf. Die Künstler zu begleiten ist es, was Ingrid Wolschin besonders schätzt: „Sie kommen wieder, auch wenn sie das gar nicht mehr nötig haben.“

Nicht allein solch freudige Beobachtungen erfüllen die Jubiläumsfeierei. Es schwingt stets ein Hauch Nostalgie mit, bedenkt man, dass der Umzug des Kulturzentrums kurz bevorsteht. Aus Platzgründen verabschiedet sich die Institution aus der Altstadt. Voraussichtlich im Herbst 2017 wird der neue Karlstorbahnhof auf den ehemaligen Kasernenflächen der Campbell-Barracks seine Publikumstore öffnen. Ein Café und ein großes Foyer sollen auch tagsüber zum Treffpunkt in der Südstadt werden. Erst kürzlich entschied der Gemeinderat den gleichzeitigen Umzug des Karlstorkinos, so dass auch weiterhin cineastisch-musikalische Synergien zu erwarten sind. Bis dahin wird im alten Bahnhof weitergefeiert. Der Name „Karlstorbahnhof“, das steht fest, wird auch fern des Tores, fern der Bahnstation das neue Gebäude zieren.



…eits ausver-kauft. Keine Frage, der Karlstorbahnhof füllt ein Vakuum im Heidelberger Nacht- und Kulturleben. So kann Johann…

Aus: *ruprecht*-Ausgabe Nr. 41, 1996

Auflösung: Fiva MC, Me and My Drummer und Patrice

Sprechen über den Tod

... mit dem Wiener Schauspieler Carl Achleitner, der nebenberuflich Grabreden hält

Wie kam es, dass sie anfingen, bezahlte Trauerreden zu halten?

Ich war zuerst sehr skeptisch, ob ich mich wirklich jeden Tag mit dem Tod beschäftigen möchte. Und vor der ersten Rede war ich extrem aufgeregt. Nervöser als vor jeder Theaterpremiere, weil ich wusste: wenn ich das nicht gut mache, ist das nicht zu wiederholen. Ich hatte an die meisten vorherigen Begräbnisse leider viele negative Erinnerungen. Ich habe oft erlebt, dass die Trauer durch die Beerdigung noch verstärkt worden ist. Ich versuche eher das Gegenteil zu tun. Ich halte die Rede für die Hinterbliebenen und nicht so sehr für den Verstorbenen.

Sie halten so eine Rede ohne ausformuliertes Skript. Bereiten Sie sich mit den Hinterbliebenen darauf vor?

Natürlich und es ist oft so, dass das Vorgespräch beinahe wichtiger ist als die Rede selber. Im Vorgespräch kann alles von den Angehörigen ausgesprochen werden – auch vieles, was dann in der Rede gar keinen Platz hat. Letztendlich geht es darum, zu erspüren, was das für Leute sind und wie sie trauern. Man trifft auf alle vorstellbaren Situationen. Es ist gar nicht immer so, dass große Trauer herrscht! Es sterben ja auch die Menschen, von denen man wünscht, sie wären schon vor 20 Jahren gestorben. *(lacht)* Spannend an dieser Tätigkeit ist, dass man das alles erlebt und dass man im Gegensatz zu einem Pfarrer viel offener damit umgehen kann.

Grabreden haben tatsächlich den Ruf, verlogen zu sein. Würden Sie sich gegen diesen Vorwurf wehren?

Ja! Ich habe auch schon erlebt, dass ich ein Vorgespräch hatte, in dem mir erzählt wurde, was ich alles nicht sagen darf. Und wenn das der ausdrückliche Wunsch ist, dann tue ich das auch nicht. Meine Erfahrung ist aber, dass die meisten Leute sehr dankbar sind, wenn man nicht verlogen ist. Dann nimmt man ihre Gefühle viel ernster. Vor kurzem kamen zwei ältere Damen zum Gespräch und sagten: „Das ist uns jetzt etwas peinlich, aber unsere Mutter war einfach durch und durch ein böser Mensch." Da kann ich keine Trauerrede halten und sagen, sie war eine tolle Mutter. Normalerweise würde so etwas nicht angesprochen werden. Ich versuche, das aber sehr wohl zu tun und auch über Frieden schließen zu reden.



Foto: Oliver Betke

Ist es trotzdem schwierig, in einer Trauerrede nichts Unangebrachtes zu sagen?

Man begibt sich da schon oft auf vermintes Terrain. Einmal sprach ich mit einer Dame, deren Mann verstorben ist und sie hat mir erzählt, was für ein wunderbarer Ehemann er über vierzig Jahre war. Und kurz bevor es losging, kam dann die Tochter zu mir und sagte: „Ich wollte Ihnen nur sagen: mein Vater ist in der Sauna bei seiner Freundin an einem Herzinfarkt gestorben. Das wissen da draußen alle, nur meine Mutter weiß es nicht." *(lacht)* Ich kläre im Vorfeld natürlich sehr gut ab, was angebracht ist.

Das Gespräch führte Hannah Bley

Ausprobiert

Eine neue studentische Theatergruppe bringt Oscar Wildes „Bunbury" im Kulturfenster auf die Bühne. Ein Probenbericht



Fotos: Sophia Thoenes

Heidelbergs selbsternannte erstbeste Theatergruppe – „Die ARTbacken"

Eine Email, zwei Telefonate, zwei Tage Wartezeit, ein Termin. Eine Ausnahme. Ein Bonbon gewissermaßen. Eigentlich treffen sich „Die ARTbacken", Heidelbergs nicht mehr ganz neue, aber noch relativ unbekannte studentische Theatergruppe, immer am Montag. Für den *ruprecht* haben sie eine zusätzliche Probe organisiert.

Ich bin etwas zu früh dran. Sie sind pünktlich. Keine Allüren. Alles ganz unkompliziert mit diesen Schauspielern. Auf dem Weg zum Seminar für Alte Geschichte, dem Probenort der Theatergruppe, denke ich über den doch etwas skurrilen Namen des Ensembles nach. „Die ARTbacken", altbacken – nein, das können sie unmöglich so gemeint haben. Tun sie auch nicht. Der Groschen fällt erst später, im Gespräch nach der Probe. Sie haben Freude daran, mein etwas verdutzt nachdenkendes Gesicht zu mustern, während ich ihnen mit allen möglichen Ideen zu ihrem Namen komme. Die Probe beginnt: Sie rücken sich ihre Tische und Stühle zurecht und fangen an. Was jetzt folgt, kann man durchaus als professionell und auf die Sache konzentriert bezeichnen. Die Texte sitzen bereits sehr gut. Für die Gruppe sicher beruhigend, feiert ihr Stück doch im Januar Premiere. Etwas zaghaft noch zu Beginn, spielen sie sich langsam warm – hinein in ihre Interpretation von „Bunbury". Ihre Inszenierung wollen sie möglichst authentisch verstanden wissen; fast komplett ohne Änderungen, extrem nah am Originaltext der deutschen Übersetzung und mit einem Bühnenbild, das die angestrebte historisierende Darstellung widerspiegelt. Die Kostüme müssen noch organisiert werden. Aber sie haben Ideen, sind erfinderisch und scheuen keine Mühen. Ihr leichtes, aber dennoch konzentriertes Spiel macht ihnen und mir als Zuschauer Spaß.

Die Probe dauert fort. Eine Darstellerin kommt noch hinzu: Gerade noch Sprachkurs, morgen früh eine Pathologieklausur, zwischendrin die Probe. Kein Problem. „Die ARTbacken" sind gut organisiert, aber nicht verkrampft. „Orga machen wir immer am Ende. Es hat sich gezeigt, dass es dann schneller geht, weil jeder nach Hause will", erklärt mir Oliver Schlauersbach und lacht. Schlauersbach ist so etwas wie der Organisator der Gruppe. Entscheidungen treffen sie allerdings immer gemeinsam: „Wer zu den Proben kommt, entscheidet mit." Und überhaupt: Es gilt die Maxime „Jeder macht alles". Im Sommer gaben sie ihr Debüt mit Max Frischs „Biedermann und die Brandstifter". Sie sind stolz auf ihre Erstproduktion und erzählen mir davon wie junge Eltern von ihrem Kind. Gegründet haben sie sich vor drei oder vier Semestern aus einer spontanen Geburtstagslaune heraus, wie sie selbstironisch berichten. Den genauen Zeitpunkt weiß niemand mehr so recht. Zwanglos Theater machen; und zwar gleich, also losspielen, sich ausprobieren, einfach machen – so die initiale Idee.

Inzwischen sind sie zu einer Truppe aus zehn jungen, engagierten Schauspielern zusammengewachsen und finanzieren sich komplett selbst. Das ist nicht ganz ohne, wenn man bedenkt, dass „Die ARTbacken" bei ihren Aufführungen keinen Eintritt von den Zuschauern verlangen. Sie nennen es ihr „Pay-After-Prinzip". Wem es gefallen hat, der kann nach der Vorstellung etwas spenden. Ihr Debüt war komplett aus eigener Tasche vorfinanziert. Mutig, aber der Erfolg gab ihnen Recht. Sie kamen auf ihre Kosten und so waren die Tantiemen für die deutsche Übersetzung und Aufführungsrechte auch kein Problem. Pro Semester eine Produktion ist ihr ehrgeiziges Ziel, das sie in Kooperation mit dem Kulturfenster umsetzen wollen.







Aufführungen finden am 20., 21. und 22. Januar 2016 jeweils um 20 Uhr statt. Wir dürfen uns auf einen sehr talentierten, nasalen Algernon, einen Dialekt sprechenden Lane, eine nicht weniger talentierte und äußerst unterhaltende Lady Brackwell, sowie einen passionierten Jack und eine erfrischend kesse Gwendolen freuen. Die Probe nimmt indes ihr Ende. Für mich ein Ende mit einer Einladung zur Premiere von „Bunbury" – denn, halten wir uns an Oscar Wilde: „Nichts verstimmt die Leute mehr, als keine Einladungen zu erhalten." **(dau)**

Ungedruckt

Onlinejournalismus gewinnt zunehmend an Bedeutung: Sollte diese Entwicklung fortschreiten?

Pro

Was gibt es Schöneres, als Sonntagvormittags die Zeitung am Frühstückstisch aufzuschlagen und entspannt darin zu schmökern? Zugegebenermaßen: wenig. Aber es gibt auch wenig Schlimmeres, als Montagmorgens um acht im Zug den Ellenbogen des Sitznachbarn auszuweichen, weil der seine drei Quadratmeter große Zeitung ausgepackt hat. Da lobe ich mir die Kindle-Leser und Smartphone-User, deren Zeitungen in die Hosentasche passen. Doch nicht nur das Gegenüber im Zug hat dadurch Vorteile, auch der Leser: Man hat nicht nur eine, sondern jede Zeitung der Welt griffbereit, kann Freunden Artikel empfehlen und dem Autor einen Kommentar hinterlassen. Immer öfter sind Artikel auch „klickbar", man erhält Informationen wie Diagramme, Quellenbelege oder Kommentare, die über den reinen Fließtext hinausgehen – in den Printausgaben unmöglich. Online erreichen dich die neuesten Nachrichten außerdem unmittelbar, ohne erst den Weg durch die Druckerei nehmen zu müssen. Das birgt zwar auch den Nachteil überhasteter Meldungen, die sich nach genauerem Hinsehen als falsch herausstellen, doch dieses Phänomen der „Zeitungsente" war auch schon lange vor dem Internetzeitalter bekannt. Bleibt der Blick auf die Seite der Journalisten. Die verdienen an den oft kostenlosen Apps ihrer Verlagshäuser nur wenig, was tatsächlich ein Nachteil des derzeitigen Onlinejournalismus ist.



Foto: jtf

Aber auch hier zeichnet sich eine Veränderung ab: Durch Crowdfunding oder Paywalls wird dem Leser in Erinnerung gerufen, dass die Inhalte nicht von selbst entstehen. Das ist gut, denn nur so können auf lange Sicht gut recherchierte Reportagen entstehen, die sich der Vorteile des Onlinejournalismus bedienen. **(jtf)**

Contra

Ein Text gegen Onlinejournalismus kann für mich nur ein Loblied auf die traditionellen Printmedien sein. Mir stellt sich nicht die Frage, ob Onlinejournalismus als etwas Schlechtes zu bewerten ist. Es ist vielmehr die Frage, ob wir den klassischen Printjournalismus auf dem von mir gefürchteten Altar der sich immer rasanter weiterentwickelnden Technologien opfern wollen. Ich erkenne viele Vorteile der digitalen Form von Zeitung an: Die simple Zugänglichkeit, die ständige Aktualität und ja..., was eigentlich noch? Eine wissenschaftliche Demontage will und kann ich nicht liefern. Wobei, eines kann ich mir nicht verkneifen: Wissenschaftler haben herausgefunden, dass Menschen schlechter schlafen, wenn sie abends noch auf ihre Tablets starren, zum Beispiel um Onlinezeitungen zu lesen. Ja ja, ich liege dann mit meiner Printausgabe im Bett und setze mich nicht den bösen blauen Wellen aus, die mir später den Schlaf rauben würden. Zeitungen in gedruckter Form sind ein wertvolles Kulturgut, das es unbedingt zu bewahren gilt.

Es mag sein, dass meine Sichtweise für einige antiquiert erscheint, aber ich bin nun einmal jemand, der bisweilen versucht, sein Leben zu „entschleunigen". Dies gelingt mir, indem ich Inseln des ästhetischen, des nicht-materiellen Luxus zugunsten meines seelischen Wohlbefindens schaffe. Eine dieser Inseln ist das Lesen gedruckter Zeitungen. Tim Berners-Lee hat uns mit dem Internet in den Neunzigern ein riesiges Geschenk gemacht, doch haben Printausgaben gegenüber Onlinezeitungen noch immer den großen Vorteil, dass die Lektüre nicht zur beiläufigen Handlung verkommt, sondern viel eher bewusst und reflektiert vollzogen wird. **(dau)**

„Ich fühl' mich freier"

Auf (nur) ein Wort: Judith Holofernes las im DAI aus ihrem neuen Tiergedichte-Band. Passend dazu sprach sie mit uns über Spaß und Ernst

Die Hotellobby, in der ich die ehemalige Frontfrau der Band „Wir Sind Helden", inzwischen Solokünstlerin, Bloggerin und Autorin, treffe, ist zugig und sie etwas erkältet. Trotzdem ist sie eine geistreiche, zugängliche und witzige Gesprächspartnerin.

Gibt es etwas, wo Sie gar keinen Spaß verstehen?

Judith Holofernes: Ja, schon. Ich bin auch empfindlich mit manchen Sachen. Ich war zum Beispiel immer so ein Kind, das sich ärgern lässt in der Schule und zwar nicht, weil die Witze so sitzen, sondern weil mir das Wissen darum, dass jemand dich ärgern will, so fremd war. Die Tatsache, dass dich wer verletzen will, trifft mich schon. Ich war nie besonders dickfellig, was, wenn man mit Presse zu tun hat und irgendwas in der Öffentlichkeit macht, nicht so wahnsinnig praktisch ist. Aber wenn das anders wäre, könnte ich wahrscheinlich die Songs, die ich schreibe, nicht schreiben. Das ist bei den allermeisten Künstlern der Fall denke ich, dass man emotional und offen sein muss, um das zu machen, was man macht und auf der anderen Seite einen Regenmantel braucht um es dann draußen in der Welt spazieren zu tragen.

Und wie kommt man zu so einem Regenmantel?

Die meisten Leute nehmen Drogen *(lacht)*. Also ich weiß nicht, ich hab auch schon manchmal Leute kennengelernt, die das ganz gut können mit diesem Pop-Business und das sind dann eher die Leute…schwer das jetzt so zu formulieren, dass es nicht fies klingt… aber das sind schon eher die Leute, bei denen es etwas schlichter gestrickt ist. Also die so eine Eindeutigkeit haben, die einfach denken: „Popstar-Sein: geil. Viel Geld verdienen: geil. Hübsche, junge Freundin haben: geil." Also wenn du völlig eins sein kannst mit den Sachen, die der Mehrwert an diesem Ruhm sind und einfach denkst: „Viel Bekanntheit: geiler als keine Bekanntheit."
Je schlichter man funktioniert, desto besser kommt man da durch. Und die Leute, die zum Hadern, zum Nachdenken und Zweifeln veranlagt sind, die kommen ein bisschen schlechter durch. Und von denen fangen dann eben viele an, Drogen zu nehmen. Ich hab dann stattdessen mit meiner Band aufgehört, als ich gedacht habe, andere Leute würden jetzt anfangen Drogen zu nehmen.

Ist das rückblickend noch immer schwer, bereuen Sie das trotzdem noch manchmal?

Ich bereue es gar nicht, weil es so gut aufgegangen ist für mich. Weil es mir wirklich gut geht mit dem, was ich jetzt mache und die Sachen, die ich mir davon versprochen habe, von dieser einschneidenden Lebensveränderung, die sind einfach passiert. Und die fühlen sich auch so an, wie ich es mir gewünscht habe. Ich fühl mich freier. Ich bin künstlerisch total im Schlaraffenland. Was ich immer als Teenager gemeint habe mit „Popstar-Werden", da bin ich jetzt näher dran *(lacht)*. Ich mache mit tollen Leuten zusammen tolle Sachen. Ich hab mein Publikum gefunden und die Leute hören es aus den richtigen Gründen und so… Also es fühlt sich sehr richtig an, aber es ist noch ein bisschen schwer, weil es damals so schwer war. Ich habe diese Band wahnsinnig geliebt und ich habe wirklich fünf Jahre gebraucht um mich davon zu lösen. Und das ist jetzt mehr wie so eine körperliche Erinnerung. Man erinnert sich daran, aber es war nicht falsch. Nicht alles, was schwierig ist, ist falsch.



Foto: Christoph Voy

Es gibt auch Dinge, die sie richtig nerven. Ständig gut aussehen zu müssen etwa

Phantomschmerzen quasi….

Genau, Wachstumsschmerzen.

Wie ist das denn eigentlich mit Sexismus im Musikbusiness?

Der ist da *(lacht)*. Ich hab das in so vielen Situationen erlebt. Also für mich ist dieser Beruf ein anderer als für männliche Kollegen. Das ist einfach so. Punkt. Und das ist für Frauen schon echt hart, weil du beinahe das Gefühl hast, wenn ich im Pop bin, habe ich so eine Verpflichtung immer gut auszusehen. Das ist wahnsinnig nervig. Ich bin einfach nicht so gestrickt, ich hab gar keinen Bock immer irgendwie auszusehen. Und das ist ehrlich gesagt eine der massivsten Ermüdungserscheinungen, die ich so habe mit dem Pop, dass ich dann unglaublich aggressiv werde im Fernsehen und bei Fotosessions. Also es macht mich einfach nur noch mürbe und zwar gar nicht, weil ich dann Komplexe hab, sondern weil ich denke: Ich habe keinen Bock. Ich bin jemand mit Kopf und Herz und ich schreibe diese Songs – warum muss ich dauernd irgendwie aussehen?

Zu Ihrem Gedichteband: In dem machen Sie sich über Tiere lustig, aber es geht ja auch um Menschen. Für jemanden, der Ihre Gedichte nicht kennt, worüber machen Sie sich da genau lustig?

Also wenn ich zum Beispiel über den Marabu sage „Wozu braucht man den Marabu / Er ist nicht schön wie ich und du", dann ist der eigentliche Witz daran, dass wir Menschen wirklich so ticken. Dass wir die gesamte Tierwelt eigentlich auf uns beziehen und dann im Zoo fassungslos vor dem Marabu stehen und denken: „Warum gibt es dich, wenn ich dich doch so hässlich finde?" Also das Lustige finde ich, wie wir Menschen in Bezug auf Tiere ticken. Und Tiere eigentlich nur verstehen, wenn sie uns gefallen *(lacht)*.
Ich finde Tiere haben manchmal eine Art komisch zu sein, die eigentlich die allerbesten Komiker auch haben. Und am lustigsten finde ich die Komiker, denen man nicht anmerkt, dass sie sich selber lustig finden. Also so eine Verbindung aus großer Ernsthaftigkeit und beklopptem Verhalten finde ich immer am Lustigsten. Hunde zum Beispiel par excellence oder auch der Lemur in dem Lemuren-Gedicht. Der ist ja deshalb komisch, weil er mit großer Anmut und Grazie für uns schwer nachvollziehbare, bekloppte Dinge tut. Also der Kontrast ist es glaub ich, von Komik und Ernst.

Und wenn Sie ein Tier wären, was wären Sie für eines?

Ich glaube, jeden Tag ein anderes.

Heute?

Heute wäre ich…tatsächlich eher was, was irgendwie in einer Höhle lebt.

Nicht so der ideale Tag für eine Lesung also *(beide lachen)*.

Doch, also das Gute an Lesungen ist, dass sie so intim und nah sind. Ich hab das manchmal bei Konzerten, obwohl ich es liebe Konzerte zu spielen, aber da habe ich manchmal eine größere Hemmschwelle, an Tagen, wo ich so introvertiert bin.

Wie lässt sich Ihr intensiver Beruf mit Familie vereinbaren?

Sehr viel besser als früher. Pola ist jetzt Produzent (Anm.: ehemaliger Schlagzeuger von WSH und Holofernes Ehemann). Das heißt, er hat zwar einen vereinnehmenden Beruf, denn wenn der eine Band produziert, dann ist das für die Zeit, die sie die Platte aufnehmen sehr intensiv und er kommt auch spät nachhause. Aber das können wir viel besser einrichten, dann gehe ich parallel natürlich nicht mein Buch durch die Gegend tragen. Das heißt, es ist extrem viel einfacher. Es ist immer noch nicht leicht, so wie das glaube ich für niemanden einfach ist, zu arbeiten und Kinder zu haben und weil kreative Berufe eigentlich anders funktionieren. Dieser Kreativität müsste man eigentlich immer so hinterher laufen wie einem Hündchen, wenn sie kommt, und das geht natürlich nicht mit Kindern. Wenn ich meine Kinder von der Schule abholen muss, kann ich nicht stattdessen einen Song schreiben. Man kann aber ganz gut heimlich im Kopf Songs schreiben, auch während man UNO spielt *(lacht)*.

Abschließende Frage: Was ist der Unterschied zwischen Spaß und Freude?

Dann kriegst du jetzt quasi einen Vorabdruck, ich schreibe gerade einen Song und in dem kommt vor: Spaß, du bist der Hund der Freude / schnupperst nur am eigenen Po / Freude führt dich an der Leine, füttert dich mit Haferstroh. Also Freude ist der Boss und Spaß ist die ärmliche Verwandtschaft der Freude. Ich beschäftige mich gerade sehr mit Freude für mein neues Album.

Eine längere Version des Gesprächs findet ihr auf www.ruprecht.de.
Das Gespräch führte Dorina Heller

Kriegsrecht per Klick

Die App „Fighter not Killer" soll Bürgerkriegs-Kämpfern die Genfer Konventionen nahebringen – in Form eines Quiz

Es herrscht Bürgerkrieg und du kämpfst als Teil einer bewaffneten Miliz. Eine Frau in Zivil versteckt sich hinter einem Baum, plötzlich zeigt sie mit einer roten Flagge in deine Richtung und der Feind eröffnet das Feuer. Darfst du auf die Frau schießen? Ein unbewaffneter gegnerischer Offizier versucht, vor dir zu fliehen. Wieder: darfst du schießen? Dein Gegner versteckt seine Truppen in einem Krankenhaus. Darfst du das Gebäude angreifen?

Diese Fragen leuchten auf dem Display eines Smartphones und doch geht es hier nicht um Egoshooter-Taktiken, sondern um echte Entscheidungen, die getroffen werden müssen. Der Spieler des Quiz „Fighter not Killer" versetzt sich nicht hinein in die Rolle eines Kriegsbeteiligten – er *ist* einer. Die App ist Teil einer gleichnamigen Kampagne mit der die Schweizer Nichtregierungsorganisation „Geneva Call" sogenannte bewaffnete nichtstaatliche Akteure für den Schutz der Zivilbevölkerung sensibilisieren will.

Auf Englisch, Französisch oder Arabisch durchspielt man insgesamt 28 solcher Szenarien. Die richtige Antwort ist konform mit dem internationalen Kriegsrecht – aber durchaus nicht immer die gewaltärmste Lösung. Ja, man darf auf die Frau mit der roten Flagge schießen, denn Zivilisten verlieren ihr Recht auf Schutz, sobald sie sich an den Kämpfen beteiligen. Ja, auch den unbewaffneten Offizier darf man töten, denn als Mitglied einer Armee genießt er nicht den gleichen Schutz wie Zivilisten, selbst wenn er unbewaffnet ist. So regelt es das internationale humanitäre Recht und so gibt die App es wieder. Denn das Ziel ist nicht, moralische Dilemmata aufzuweisen, sondern Kämpfern, die nicht in professionellen Armeen ausgebildet wurden, die Gesetzeslage zu erläutern.

Die größte Herausforderung bei der Gestaltung der Szenarien sei es gewesen, eine Balance zwischen der rechtlichen Korrektheit und der Verständlichkeit der Informationen zu finden, sagt die Organisation. Dabei gerät das Medium der App tatsächlich so manches Mal an seine Grenzen. Zur Frage, ob man als eine bewaffnete nicht-staatliche Gruppe Kriegsgefangene in einem eigenen Gerichtsverfahren verurteilen darf, heißt es etwa: „Ja, aber dieses muss fair, unabhängig und unparteiisch sein." Außerdem gibt es zu vielen Fragen keine eindeutige Antwort. Das Krankenhaus angreifen? Man müsse „die Situation auswerten", der zivile Schaden dürfen nicht „exzessiv" sein im Vergleich zum militärischen Nutzen. Bei solchen Informationen bleibt viel Spielraum für die eigenen Interpretationen der beteiligten Kämpfer.

Die Kampagne „Fighter not Killer" wurde gezielt auf den syrischen Bürgerkrieg ausgerichtet. Vor zwei Jahren produzierte die Organisation kurze Videos auf Arabisch, in denen die Grundlagen der Genfer Konventionen dargelegt wurden und postete diese in verschiedenen sozialen Medien. Im Mai dieses Jahres folgte die App. Außerdem veranstaltet „Geneva Call" Workshops und verhandelt mit Milizen über die Unterzeichnung freiwilliger Verpflichtungserklärungen. **(hnb)**

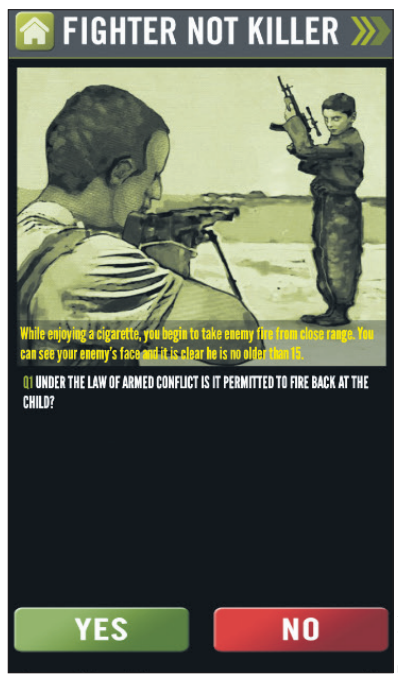


Foto: hnb

Die richtige Antwort: ja

Mut zur Meinung

Ein Journalismus-Workshop in Kiew zeigt die Unterschiede zwischen Deutschland und der Ukraine. Eine Spurensuche

Von Jesper Klein
Aus Kiew, Ukraine

Was braucht ein guter Journalist? Neugier, Streitlust und Misstrauen. Gute Nerven, Sprachtalent und breit gefächerte Interessen. Dies suggeriert ein Kanon journalistischer Attribute, auf den man zwangsläufig stößt, wenn man sich mit dieser Frage beschäftigt. Erweitern lässt er sich je nach Standpunkt in diese oder jene Richtung, das Credo bleibt jedoch unverändert. Zumindest in Deutschland.

Szenenwechsel: Bei einem Journalismus-Workshop des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) in Kiew beschäftigen sich etwa 20 ukrainische Schüler und Studenten mit derselben Frage. Was braucht ein guter Journalist? Und auch wenn auf der Präsentation, die die ukrainische Journalistin Victoria Bilash an die Wand wirft, in etwa die Begriffe stehen, die der Kanon erwarten lässt, überrascht das Ergebnis. Denn zwei Begriffe fallen überdurchschnittlich oft: Mut und Kontakte. Doch eigentlich ist das nur logisch.

Im Begriff Mut sind zwei Dimensionen enthalten: Mut zur Meinung, im Kleinen aber auch der Mut zum Engagement. „Die Ukraine ist ein gefährliches Land, besonders wenn es um investigativen Journalismus geht“, erzählt Veronika Dyminska. Die 20-Jährige studiert Germanistik am Polytechnischen Institut in Kiew. „Es gibt sehr viele brisante Themen – Korruption, neue politische Machthaber oder den Krieg. Es gibt aber nicht so viele Journalisten, die daran arbeiten möchten, weil es lebensgefährlich ist. Die Journalisten, die sich damit beschäftigen, sind für mich wahre Vorbilder.“

In der Rangliste der Pressefreiheit belegt die Ukraine Platz 129. Der ukrainische Journalist Ruslan Kotsaba sitzt seit Februar in Untersuchungshaft, ihm drohen 15 Jahre Gefängnis. Kotsaba hatte sich in einem Youtube-Video gegen die Mobilisierungsaktionen der ukrainischen Armee und die Fortsetzung des Krieges im Osten des Landes ausgesprochen. Er wurde wegen Spionage und Hochverrat verhaftet.



Foto: Wikimedia Commons, Sajmon-commonswiki

Nur wenig golden: Für investigativen Journalismus ist die Ukraine ein gefährliches Land

Weiterhin ist Korruption eines der Hauptprobleme des Landes. Auch beim Workshop in Kiew ist sie ein Thema, da sie unmittelbar den Alltag der Studenten betrifft, zum Beispiel bei der Vergabe von Stipendien: „Entweder lässt ein Beamter sich bestechen und gibt den Platz dem, der mehr bezahlt oder er verschweigt das und merkwürdigerweise geht das Geld ‚verloren‘“, schreibt eine Gruppe in einem Artikel, der während des Workshops entsteht. Auch im Korruptionsindex des Jahres 2014 ist die Ukraine nur auf Rang 142 verzeichnet. Zum Vergleich: Deutschland belegt in beiden Rankings den zwölften Platz.

Die ukrainischen Studentenzeitungen lassen sich in von der Universität finanzierte und selbstständige Teams einteilen. Bei der ersten Gruppe bestimmen die Geldgeber auch die Inhalte und auf die Universität bezogene Themen stehen im Zentrum. Die selbstfinanzierten Zeitungen erscheinen überwiegend online und die Redakteure sind frei in der Themenwahl. Unabhängig ist auch die deutschsprachige Studentenzeitung „Buchstabensalat“, die DAAD-Lektorin Anja Lange in Kiew ins Leben gerufen hat. „Ich bin darauf stolz, dass ‚Buchstabensalat‘ selbstständig ist“, sagt Veronika. „Unser Konzept ist, dass jeder das schreibt, was er will. Nur in solchem Journalismus sehe ich Zukunft.“ Aufgrund des verschulten Studiums und des vollen Stundenplans bleibt jedoch wenig Zeit für solche Projekte.

Kontakte spielen zweifellos auch im deutschen Journalismus eine große Rolle. Oft jedoch eher im Sinne eines Netzwerkes zum Informationsaustausch, als zur bloßen Informationsbeschaffung. Es ist gewiss kein Zufall, dass Bilash eine Liste von Facebook-Seiten an die Wand wirft, die als verlässliche Informationsquelle dienen können. Während wir aus einem Pool in der Regel zuverlässiger Quellen selektieren können, muss dieser dort überhaupt erst geschaffen werden. „Was die Medien angeht, vertraue ich viel mehr einigen Journalisten als den Medien insgesamt. Es gibt in der Ukraine selbstständige Journalisten, wir haben aber wenig selbstständige Medien“, schildert Veronika ihre Eindrücke.

Bei diesen Unterschieden wird deutlich, dass wir uns den Journalismus betreffend in einer Komfortzone befinden – häufig ohne uns dessen bewusst zu sein. Den ukrainischen Studenten geht es oftmals um grundlegendere Dinge, um Probleme, die uns im Alltag nicht begegnen. Nun ist es gewiss zu eindimensional gedacht, aus einer brisanteren politischen Lage eines Landes die Relevanz journalistischer Themen eines anderen Landes abzuleiten. Und doch ist es beachtenswert, wenn solch grundlegende Dinge aus dem Bewusstsein verschwinden, weil sie als selbstverständlich angesehen werden.

Von diesem Standpunkt aus mutet es nach einem Luxusproblem an, wenn „Lügenpresse“-Parolen auf die Missstände des deutschen Journalismus hinweisen. Das, was in das deutsche Konzept einer „Lügenpresse“ projiziert wird – wie die Angst vor Manipulation und Korruption – gehört dort zum Alltag. Unsere Vorstellungen journalistischer Werte beruhen auf einer Grundlage, in der Korruption, Manipulation und Klüngelei zumindest auf dem Papier keine Rolle spielen. Wenn diese Basis wie im Falle der Ukraine fehlt, rücken plötzlich ganz andere Dinge in den Fokus und das Prioritätsgefüge verschiebt sich. Und natürlich geht es dann um Mut und Kontakte.

Betreten auf eigene Gefahr

Auf diesem schottischen Friedhof gibt es nichts, was es nicht gibt: Leichendiebe, Knochenfunde und einen Geist

Von Verena Mengen
Aus Edinburgh, Schottland

Lasagne-Technik, Leichendiebe, gewalttätige Geister und Harry-Potter-Charaktere mögen wie eine seltsame Kombination erscheinen, doch in der schottischen Hauptstadt Edinburgh vereinen sie sich in der wahrlich gespenstischen Hintergrundgeschichte von einem der weltweit am meisten heimgesuchten Friedhöfe: Greyfriars Kirkyard.

Beim Betreten des Friedhofs fallen mehrere, halb versunkene Grabsteine ins Auge. Vor Jahren einmal müssen sie etwa einen Meter hoch gewesen sein, mittlerweile sind von einigen nur noch knappe dreißig Zentimeter oder weniger übrig. Das Verschwinden der Grabsteine liegt in der Geschichte des Friedhofs, den die Einheimischen als Lasagne der Stadt bezeichnen: Greyfriars war lange Zeit der einzige Friedhof Edinburghs. Da irgendwann der Platz für neue Gräber ausging, kam der Stadtrat auf eine Idee – man schüttete eine Schicht Erde auf die alten Gräber und schon war Platz für neue. Mit der Pest jedoch wuchs das Platzproblem weiter an, und so fuhr man mit der Schichttechnik fort: Tote, Erde, Tote, Erde – wie eine Lasagne. Und wo etwas versinkt, kommt auch etwas nach oben: wenn es im Winter mehrere Tage hintereinander stark regnet, kann es immer noch passieren, dass durch die weggespülten Erdschichten die Knochen der Toten an die Oberfläche kommen. Anfassen sollte man diese allerdings nicht, denn angeblich kann man sich auch nach all den Jahren noch mit der Pest anstecken. Knochenfunde sollen dem Pfarrer gemeldet werden, dann werden sie in einem Massengrab erneut beigesetzt.

Doch damit fängt der Grusel erst an: Als Anfang des 17. Jahrhunderts das Medizinstudium an der University of Edinburgh erblühte, entstand ungewollt auch der illegale, aber doch sehr rentable Handel mit Menschenleichen. Frisch Beerdigte wurden des Nachts von Leichendieben wieder ausgegraben und am nächsten Morgen an Medizinstudenten zur Sektion verkauft. Da diese Praxis zu einer schändlichen Epidemie wurde und man das Unternehmen unterbinden wollte, errichtete man „Mortsafes“, imposante Metallgitter, die tief in den Boden hineinreichen, um das Grab und damit den Toten zu schützen, von denen zwei heute noch auf dem Friedhof zu sehen sind – wenn auch etwas verrostet.



Foto: vem

Ein solcher Mortsafe sollte den nächtlichen Leichenhandel unterbinden

Der eigentlich gruselige Teil des Friedhofs ist jedoch für die Öffentlichkeit verschlossen. Der Grund dafür ist tagsüber nicht ersichtlich, denn dieser Teil des Friedhofs, genannt Coverantors‘ Prison, unterscheidet sich nicht sonderlich vom Rest: die Eingänge zu Mausoleen erstrecken sich zu beiden Seiten der dicken Steinmauern, in der Mitte stehen mehrere alte Bäume. Doch der Bereich ist gut gesichert, mit einem stabilen Eisentor und einem Sicherheitsschloss werden ahnungslose Besucher am Betreten gehindert. Dort soll ein gewalttätiger Geist spuken – Besucher berichteten nicht nur von Kratzern, blauen Flecken und gebrochenen Knochen, sondern es gab auch Fälle von Bewusstlosigkeit und Übelkeit. Zwischen 1999 und 2006 gab es insgesamt mindestens 450 dokumentierte Angriffe und 140 Zusammenbrüche. Die „Angriffe“ auf Besucher des Covernantors‘ Prison begannen, nachdem ein Obdachloser im Winter 1999 betrunken in das nicht weit vom Eingang des Covernantors‘ Prison enfernte Mausoleum von Sir George Mackenzie einbrach und dort randalierte. Der Stadtrat handelte und sperrte diesen Teil des Friedhofs für die Öffentlichkeit. Nur mit geführten Geistertouren kommt man noch nachts hinein, und die Führer machen deutlich, dass sie nichts, was sich in diesem Teil des Friedhofs abspielt, unter Kontrolle haben. Der „Mackenzie Poltergeist“ ist jedoch nicht der Geist von Sir George Mackenzie: Dieser Geist stammt von mehreren hundert Toten. Dazu muss man wissen, was sich im Covernantors‘ Prison in der Vergangenheit abgespielt hat. Nach dem Aufstand der Coverantors (eine Gruppierung, die sich gegen die anglikanisch geprägte Kirche wehrte) durch die Regierung 1679 wurden fast 1200 Gefangene genommen. Da der Stadtrat allerdings nicht wusste, was er nun mit ihnen anstellen sollte, sperrte man sie in diesen Teil des Friedhofs. Wer einen Fluchtversuch wagte, wurde erschossen. Gut die Hälfte der Gefangenen erhängte man auf dem Grassmarket, einem Platz unweit des Friedhofs, der nicht nur als Markt, sondern auch als öffentliche Hinrichtungsstätte diente – was sich auch heute noch in den Namen der dortigen Pubs zeigt (wie beispielsweise „The Last Drop“). Nach einiger Zeit war der Stadtrat jedoch der Meinung, dass dies eine zu grausame Umgangsweise mit den Gefangenen war, und beschloss, sie mit dem Schiff in die Karibik zu schicken – und dort als Sklaven zu verkaufen. Das Schiff sank jedoch bereits bei den Orkneyinseln und fast alle Gefangenen starben auf der Reise. Unterzeichnet hat diese Anweisung unter anderem jener Sir Gregor Mackenzie, nach dem der Poltergeist benannt ist.

Tagsüber jedoch ist der Friedhof nicht nur schön, sondern auch inspirierend: wer aufmerksam durch die Grabreihen geht, kann dort sowohl das Grab von Thomas Riddell als auch das von McGonnagall finden – J.K. Rowling bestätigte, dass sie diese Namen für ihre Buchcharaktere nutzte.

Zurück zur Normalität?

Die Anschläge vom 13. November haben Paris verändert. Eindrücke aus einer verstörten Stadt

Von Greta Aigner
Aus Paris, Frankreich

Vier Wochen, 28 Tage oder ungefähr 700 Stunden sind seit der Nacht der Anschläge in Paris vergangen. Nach einem (verfrüht) gezündeten Silvesterknaller auf dem Weg zur Metro dauert es jedoch nur Sekunden bis das beklemmende Gefühl der Unsicherheit meinen Körper durchströmt. Die Metrofahrt ist nun weniger Nebenaktivität als vielmehr einige angespannte Minuten, welche ich nutze, um den Passagier gegenüber zu analysieren. Der Beiname menschlicher Scanner scheint eine treffende Formulierung. Jede verdächtige Tasche, ruckartige Bewegung oder eine auffälliges Geräusch erwecken meine Aufmerksamkeit. Die Anspannung wächst mit dem Gefühl selbst beobachtet zu werden. Mein Lächeln funktioniert nur mäßig als unschuldige Enttarnung. Das Öffnen der Metrotüren lockert die erstickende Atmosphäre bis neue Personen einsteigen, die inspiziert werden müssen. An der Metrostation der Universität angekommen, sinkt mein Adrenalinspiegel. Mit schnellen Schritten entferne ich mich von einem möglichen Anschlagsort.

Bereits einige Meter vor dem Universitätsgebäude werden die Taschen und Rucksäcke abgenommen, weit geöffnet und die Studentenkarten herausgeholt. Trotz verstärktem Personal – jeder zweite Personenschützer ist von externen Unternehmen – dauert es einige Minuten bis alle durch die Sicherheitskontrolle kommen. Kontrollfreie Durchgänge gibt es seit den Anschlägen nicht mehr – jeder Raumwechsel oder Gang zur Bibliothek ist mit weiterer Taschendurchleuchtung verbunden. Insgesamt wurde das Hauptgebäude der Universität dreimal evakuiert in der Woche nach den Anschlägen – eine fliegeralarmähnlich Sirene kündigt jedes Mal den Fund einer verdächtigen und herrenlosen Tasche an. „Entfernen Sie sich soweit wie möglich vom Universitätsgebäude“, lautet die Anweisung der Sicherheitskräfte, die anschließend die Straße mit einem rot-weißen Plastikband absperren. Wenige Minuten später halten große Polizei-Transporter nahe der Universität. Einige Studenten gehen sofort nach Hause, manche weinen angelehnt an den Schultern der Nachbarn, andere zünden sich entspannt eine Zigarette an. Nach einer halben Stunde wird die Universität wieder geöffnet und der Studentenpulk auf dem Bürgersteig des Boulevard Saint German löst sich auf.



Foto: aig
Am Place de la République haben tausende Menschen den Opfern gedacht

Viele haben den Austausch mit anderen Kommilitonen über das Ereignis als besonders hilfreich empfunden – andere schätzten die Auseinandersetzung mit dem surrealen Attentat aus rationaler Perspektive. In manchen Unterrichtstunden stand die Art des Anschlages und deren vermeintliche Ziele im Vordergrund, in anderen wurde über den Ursprung der terroristischen Gruppe gesprochen. Auch wenn viele Studenten an der Sciences Po (genauso wie ich) erst einige Monate in Paris verbracht haben und keine gebürtigen Franzosen sind, flammte in vielen Diskussionen eine patriotische Anteilnahme auf. Vielleicht ist es auch das Ergebnis einer täglichen Konfrontation mit dem Pariser Stadtbild, dass ohne Trikolore nicht mehr aufzufinden ist. Fast jedes öffentliche Gebäude wird mit blau-weiß-roten Farben verziert, wodurch der Weihnachtsschmuck in einem kitschigen violett gehalten wird. Manche Autofahrer haben sogar ihr WM-Fähnchen wieder ins (Beifahrer)-Fenster geklemmt. Das Motto von Paris, „Fluctuat nec mergitur“ („Es wankt, aber sinkt nicht“), wird nicht nur drei Tage lang auf den dreifarbigen Eiffelturm projiziert, sondern rollt als Banner an jeder Bushaltestelle alle fünf Sekunden auf die Frontseite.

Auch die Sicherheitsmaßnahmen an der Sciences Po sind nur eine Miniaturabbildung der verschärften Kontrollen in ganz Paris. An sehr vielen Orten wird die städtische Polizei vom französischen Militär unterstützt – besonders beliebte Anlaufpunkte und Sehenswürdigkeiten werden von bewaffnetem Personal bewacht. Das tägliche Heulen von Polizeisirenen ist kaum aus der Stadt wegzudenken, wobei es schwer einzuschätzen ist, ob es quantitativ zugenommen hat oder die eigene erhöhte Aufmerksamkeit Schuld an der neuen Geräuschkulisse ist. Verlässt man Paris mit dem Zug, ist die letzte Erinnerung eine gründliche Kofferkontrolle jedes einzelnen Ausreisenden am Gleis.

Auf die Frage, ob alles wieder zur „Normalität“ zurückgekehrt ist, gibt es keine allgemeine Antwort. Jedoch bekomme ich in der Stadt den Eindruck, dass viele Konsequenzen – besonders die verschärften Sicherheitsmaßnahmen – Teil des Alltags werden und deshalb auch Teil der Normalität. Auch die selbst auferlegte Ausgangssperre, die vor allem bedeutet, weniger Zeit an öffentlichen Plätzen oder in vielbesuchten Restaurants zu verbringen, lockert sich mit jedem Tag, der ohne Terror zu Ende geht. Bei vielen entwickelt sich eher eine gegensätzliche Reaktion, bei der die Entscheidung des Ausgehens nicht von möglichen Terroranschlägen beeinflusst werden soll. Vor zwei Wochen bin ich mit meinem Mitbewohner auf dem Rückweg von einer Bar an dem Theater Bataclan und den umliegenden Anschlagsorten im elften Arrondissement vorbeigelaufen. Es war das erste Mal, dass wir das Restaurant passiert haben, in dem eine Kommilitonin angeschossen wurde. Es sind nun genau vier Wochen, 28 Tage und ungefähr 700 Stunden seit der Nacht der Anschläge in Paris vergangen. Und normal ist heute einfach anders.

„Der Wunsch nach einer Erklärung ist ein ziemlich menschliches Bedürfnis“

Das Gespräch mit Ludvig Broomé, 23, beginnt mit einem Röntgenbild. Es zeigt das Kalaschnikow-Projektil in der Schulter seiner Freundin Julia*. Der schwedische Austauschstudent spricht über seine Erfahrungen in der Nacht der Attentate in Paris.

Ludvig, wie hast du die Nacht vom 13. November erlebt?

Ich war Zuhause in meinem Apartment im siebten Arrondissement, als die Anschläge stattgefunden haben. Natürlich habe ich, wie vermutlich jeder, die Online-Nachrichten verfolgt. Zu diesem Zeitpunkt war jedoch noch völlig unklar, um welche Art von Attacke es sich handelt. Etwa eine Stunde nach der ersten Anschlagsserie habe ich dann eine SMS von meiner engen Freundin Julia* bekommen. Sie schrieb, dass ihr in die Schulter geschossen wurde und ihre beste Freundin regungslos neben ihr lag.

Was war deine erste Reaktion?

Ich habe sie sofort angerufen und auch erreicht. Sie befand sich noch im Restaurant und war total aufgelöst. Trotzdem gelang es mir, sie zu beruhigen. Da sie aber starke Schmerzen hatte, brach sie das Telefonat nach ein paar Minuten ab.

Wie hast du dich nach dem Auflegen gefühlt?

Ich habe mich im ersten Moment sehr hilflos gefühlt, weil die Lage noch so unübersichtlich war und ich nicht direkt zu ihr konnte, da schon alle Straßen im elften Arrondissement abgesperrt waren. Natürlich habe ich mir wahnsinnige Sorgen um sie gemacht.

Deine Freundin Julia hat die Attacke im Restaurant Le petit cambodge überlebt. Wie hast du die Tage danach wahrgenommen?

Am Samstag habe ich natürlich direkt versucht zu Julia ins Krankenhaus zu kommen und mich mit ihrer Familie, die bereits in Paris war, in Kontakt gesetzt. Julias Überleben hatte für uns alle oberste Priorität. Die gemeinsame Zeit mit Julia und ihren Eltern direkt nach den Attentaten war sehr intensiv und ein erster Schritt meiner Verarbeitung. Erst ein paar Tage später habe ich mich nochmal alleine mit den Ereignissen auseinandergesetzt.

Was hat dir bei der Bewältigung dieses Traumas geholfen?

Ich habe einen eigenen Blog, in dem ich über Dinge schreibe, die mir in meinem alltäglichen Leben begegnen oder mich beschäftigen. Hauptsächlich geht‘s um Politik und Fußball (lacht). Ich habe ein paar Tage nach den Anschlägen einen längeren Artikel über ISIS verfasst und versucht, deren Ursprung und Motivation im psychologischen, politischen und ökonomischen Sinne zusammenzufassen. Nicht zur Selbstinszenierung, sondern um meine eigenen Gedanken rational zu ordnen. Diese Selbsttherapie hat mir, neben dem engen Kontakt zu Familie und Freunden, sehr geholfen.



Foto: aig
Dieses Projektil entfernten Ärzte aus Julias Schulter

Warum hast du dich gerade mit den Attentätern auseinandergesetzt?

Ich glaube dieser Wunsch nach einer Erklärung ist ein ziemlich menschliches Bedürfnis. Es fällt mir leichter, wenn ich die Gründe hinter gewaltsamen Taten analysieren kann, oder es zumindest versuche, um sie als Konsequenz verstehen zu können. Natürlich ist das bei Terroranschlägen wie hier in Paris sehr schwierig, da sie absichtlich die „unschuldige“ Zivilbevölkerung zum Ziel haben. Es geht ihnen also primär darum, Angst innerhalb der Bevölkerung zu erzeugen, in der Hoffnung, dass wir unsere gesellschaftlichen Werte aufgeben.

Es gab auch kritische Stimmen gegen die weltweite Betroffenheit nach den Pariser Attacken, weil sie heuchlerisch gegenüber Opfern aus anderen Ländern sei. Wie empfindest du diesen Vorwurf als Betroffener?

Ich denke, es ist nie leicht mit einer so hohen Anzahl von Toten in einem Land umzugehen. In Frankreich muss man natürlich die nahe kulturelle Beziehung zu anderen europäischen oder westlichen Ländern betrachten und auch den Kontext, dass Anschläge dieser Art und Weise in Europa einfach seltener vorkommen.

Natürlich ist dies keine Entschuldigung für eine Ignoranz von anderen Terroranschlägen, die geographisch weiter entfernt liegen, jedoch sollte sich jeder fragen, wie viele dieser Kritiker sich tatsächlich bei dem Auftreten von Anschlägen außerhalb von Europa geäußert haben und dafür eingetreten sind? Ich würde einfach sehr vorsichtig sein, den Kummer von Menschen mit solchen Aussagen zu politisieren.

Du wirst noch für ein weiteres Semester in Paris studieren. Kann die Stadt jemals wieder wie vor den Anschlägen werden?

Es sind zwei Seiten, die ich in Zukunft mit Paris verbinde. Natürlich wird dies immer der Ort bleiben, an dem enge Freunde und deren Familie einen unbeschreiblichen Albtraum erlebt haben – an dem auch ich indirekt teilgenommen habe. Auf der anderen Seite steht Paris für mich aber auch für ein freies und unabhängiges Leben. Dieses Gefühl sollte nicht durch Angst und Schrecken verloren gehen, denn dann hätten die Terroristen ihr Ziel erreicht.

* Name von der Redaktion geändert

Das Interview führte Greta Aigner

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studentenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im StuRa-Büro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e. V.
V.i.S.d.P.: Simon Koenigsdorff
Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg
Telefon: 06221 / 18 71 310-0
E-Mail: post@ruprecht.de
Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de
www.facebook.com/ruprechtHD
Redaktion: Anna Maria Stock (ams), Anna Vollmer (avo), Christina Deinsberger (chd), Dorina Marlen Heller (dmh) Hannah Bley (hnb), Jesper Klein (jkl), Johanna Famulok (jtf), Hannah Kapfenberger (kap), Kai Gräf (kgr), Laura Heyer (lau), Maren Kaps (mak), Michael Graupner (mgr), Monika Witzenberger (mow), Margarete Over (mov), Simon Koenigsdorff (sko), Tim Sommer (tso), Verena Mengen (vem)
Freie Mitarbeiter: Christine Reiner (chi), Jamie Dau (dau), Elisabeth Anne Fontius (eaf), Elanur Alsac (ela), Hannah Lena Puschnig (hlp), Jakob Mertesacker (jam), Esther Lehnardt (leh), Lucie Landeck (luc), Markus Schenzle (mas), Marie Jin Oehmann (mjo), Rebecca Abu Sharkh (ras), Sonali Bleher (sbe), Tim Schinschick (tns)
Korrespondenten: Greta Aigner
Redaktionsschluss für die Ausgabe 160: 17. Januar 2016

Personals

tso: Gute Satire braucht wochenlang Zeit!
kap: Oh, da war ein Stück Holz in meiner Schokolade!
leh: Kann man machen, aber dann kriegt man halt den Shitstorm.
hnb: Wollt ihr Würzner bei euch haben?
mov: Ja, weil der ja nicht mit uns spricht. Der ist wie Charlotte Roche.
jkl: Sterben über den Tod fehlt ...



Zu lange auf dem Weihnachtsmarkt war: vem